Lu Hsün

Wilde Gräser

魯迅：野草

WILDE GRÄSER

Lu Hsün

Wilde Gräser

VERLAG FÜR FREMDSPRACHIGE LITERATUR
PEKING

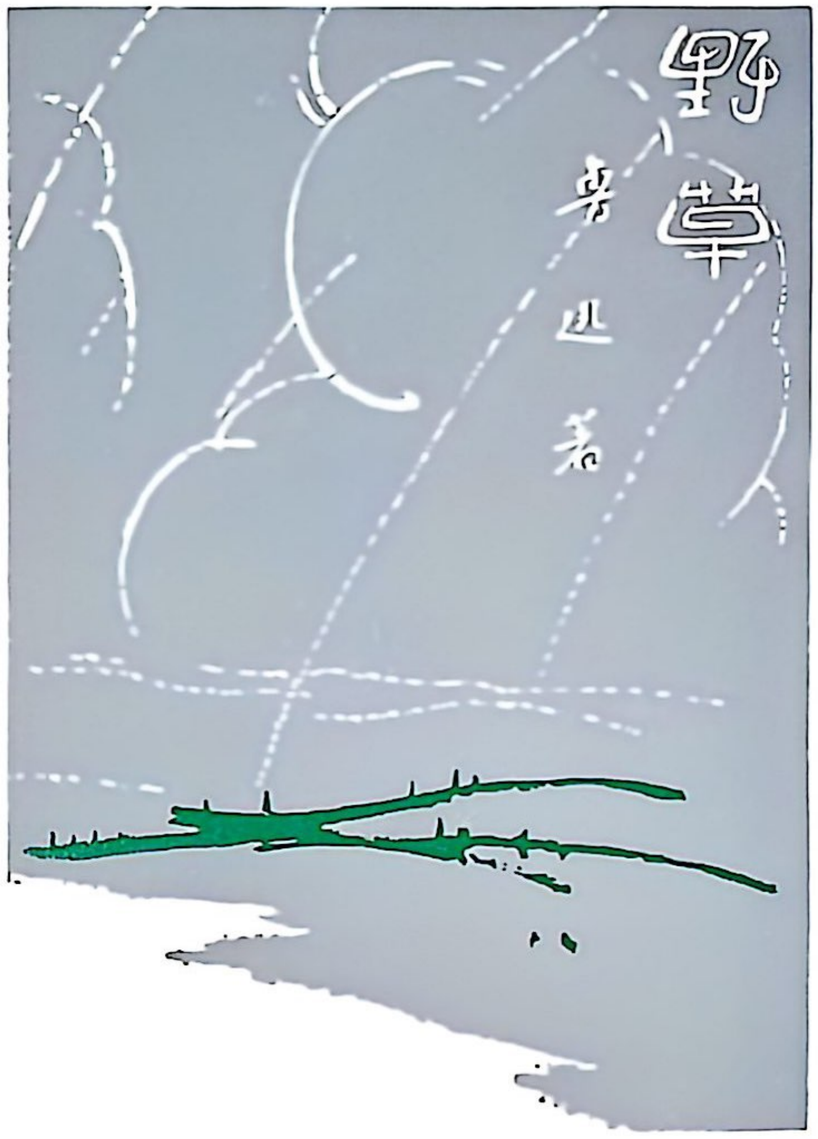
Erste Auflage 1978

Anmerkung des Herausgebers

Das vorliegende Bändchen enthält sämtliche dreiundzwanzig Prosagedichte, die Lu Hsün zwischen 1924 und 1926 schrieb und gesammelt unter dem Titel „Wilde Gräser" in der Pekinger Behsin-Buchhandlung veröffentlichte. Die Erstausgabe von „Wilde Gräser" erschien 1927.

Der deutschen Übersetzung liegt eine 1973 im Verlag für Volksliteratur, Peking, erschienene Ausgabe zugrunde. Zum besseren Verständnis dieser Prosagedichte wurde der vorliegenden Ausgabe ein Vorwort Lu Hsüns vorangestellt, das dieser 1931 für eine englische Übersetzung von „Wilde Gräser" schrieb, die jedoch nie im Druck erschien.

Druck und Verlag in der Volksrepublik China



Umschlag der ersten chinesischen Ausgabe
von „Wilde Gräser"

Vorwort Lu Hsüns für eine englische Ausgabe von „Wilde Gräser“, geschrieben 1931

Herr Y. S. Feng hat mir durch einen Freund seine englische Übersetzung von „Wilde Gräser“* zugesandt und mich gebeten, einige Worte dazu zu sagen. Leider kann ich kein Englisch und kann deshalb nur ein paar Worte zum Inhalt sagen. Ich hoffe indes, der Überset-

---

* Der Übersetzer von „Wilde Gräser“ war Feng Yü-scheng, dessen Englischübersetzung niemals gedruckt erschien. Dieses Vorwort wurde vom Autor später in „Zwei Herzen“ veröffentlicht, einer Sammlung von zwischen 1930 und 1931 geschriebenen Essays.

zer ist auch mit der Hälfte dessen, was er von mir erwartet hat, zufrieden.

Diese etwa zwanzig kurzen Texte wurden, wie die Daten am Ende eines jeden zeigen, zwischen 1924 und 1926 in Peking geschrieben und nacheinander in der Zeitschrift „Yü Si" veröffentlicht. Die meisten beruhen einfach auf gelegentlichen Einfällen. Weil es damals schwierig war, offen zu reden, mußte ich mich manchmal einer ziemlich vieldeutigen Sprache bedienen.

Um einige Beispiele zu nennen: „Meine verlorene Liebe" war als Satire auf Gedichte über unglückliche Liebschaften gedacht, die zu jener Zeit in Mode waren; „Vergeltung" schrieb ich aus Widerwillen gegen die große Zahl von bloßen Zuschauern in der Gesellschaft; „Hoffnung" aus Betroffenheit über die Passivität der Jugend. „Ein solcher Kämpfer" war meine Reaktion auf Schriftsteller und Gelehrte, die sich auf die Seite der Militärmachthaber geschlagen hatten. „Das getrocknete Blatt" wurde für meine Freunde geschrieben, die mich lieben und die mich unversehrt bewahren wollten. Nachdem die Duan-Tji-jui-Regierung auf unbewaffnete Demonstranten hatte schießen lassen, schrieb ich „Verblichene Blutspuren". Das war zu einer Zeit, als ich meine Wohnung verlassen hatte und mich versteckt hielt. „Das Erwachen" wurde während der Kämpfe zwischen den Militärmachthabern der Fengtiän-

und der Dschili-Clique geschrieben. Daraufhin war es mir nicht möglich, weiter in Peking zu bleiben.

So könnte man auch sagen, daß es sich bei den vorliegenden Texten um kleine, blasse Blumen am Rande einer heruntergekommenen Hölle handelte, die natürlich nicht schön sein konnten. Der Verlust dieser Hölle aber war unvermeidlich; darüber ließen die Gesten und „Töne" einer Handvoll demagogischer und skrupelloser „Helden", die zu jener Zeit ihren Ehrgeiz noch nicht befriedigt hatten, keinen Zweifel. So entstand „Die schöne verlorene Hölle".

Später schrieb ich nichts mehr dieser Art. In einer Zeit, da sich die Lage täglich änderte, war für eine solche Schreibweise, ja selbst für solche Gedanken, kein Platz mehr. Meiner Ansicht nach war das wahrscheinlich gut so. Und damit bin ich mit meinem Vorwort zu dieser Übersetzung auch am Ende angelangt.

5. November 1931

Vorwort

Wenn ich schweige, fühle ich mich übervoll; sobald ich meinen Mund aufmache, um zu sprechen, spüre ich Leere in mir.

Das vergangene Leben ist tot. Ich bin überglücklich über seinen Tod, denn jetzt weiß ich, daß dieses Leben einmal bestand. Das tote Leben ist bereits verwest. Ich bin überglücklich über seine Verwesung, denn jetzt weiß ich, daß es nicht inhaltslos war.

Auf dem Schlamm des Lebens, den ich in dieser Welt zurücklasse, gedeihen keine hohen Bäume, nur wilde Gräser. Das ist meine Schuld.

Wilde Gräser! Sie haben keine tiefen Wurzeln, keine schönen Blätter und Blüten; und doch saugen sie

Feuchtigkeit, Wasser und das Blut und Fleisch der Toten in sich auf. Alles trachtet ihnen nach dem Leben. Man trampelt auf ihnen herum und mäht sie nieder, bis sie sterben und verwesen.

Doch das macht mir nichts aus; ich bin sogar froh. Ich werde laut lachen und singen.

Ich liebe meine wilden Gräser, aber ich hasse den Boden, der sich mit wilden Gräsern überzieht.

Ein unterirdisches Feuer rast und breitet sich unter der Erdoberfläche aus. Wenn die glühende Lava erst einmal durch die Erdkruste bricht, wird sie wilde Gräser und hohe Bäume gleichermaßen verschlingen und nichts zum Verwesen übriglassen.

Doch das macht mir nichts aus; ich bin sogar froh. Ich werde laut lachen und singen.

Himmel und Erde sind so ruhig und still, daß ich nicht lachen oder singen kann. Aber selbst wenn Himmel und Erde nicht so ruhig und still wären, könnte ich es wahrscheinlich auch nicht. Zwischen Licht und Finsternis, Leben und Tod, Vergangenheit und Zukunft, widme ich diesen Strauß wilder Gräser als ein Zeichen von mir Freund und Feind, Mensch und Tier, denen, die ich liebe, und denen, die ich nicht liebe.

Mir und allen anderen zuliebe — sei es Freund oder Feind, Mensch oder Tier, seien es die, die ich liebe, oder die, die ich nicht liebe — hoffe ich auf einen schnellen

Tod und ein schnelles Verwesen dieser wilden Gräser. Andernfalls hieße das, daß ich nicht gelebt habe, und das wäre wahrhaftig noch bedauerlicher als Tod und Verwesung.

Dahin denn, wilde Gräser, zusammen mit meinem Vorwort!

Lu Hsün

Geschrieben im Weiße-Wolken-Pavillon
in Guangdschou,
26. April 1927

Herbstnacht

In dem Garten hinter meinem Haus stehen dicht an der Mauer zwei Bäume. Der eine ist ein Dattelbaum, der andere ist auch ein Dattelbaum.

Der nächtliche Himmel über ihnen ist seltsam und hoch. In meinem ganzen Leben habe ich keinen so seltsamen, hohen Himmel gesehen. Man möchte meinen, er wolle die Menschenwelt verlassen, so daß die Leute, wenn sie nach oben schauen, ihn nicht sehen können. Jetzt hingegen ist er ungewöhnlich blau, und kalt schimmern einige wenige Sternenaugen. Ein Lächeln, das ihm höchst bedeutsam vorzukommen scheint, umspielt seine Mundwinkel, und er überzieht die wildwachsen-

den Sträucher in meinem Garten mit einer dicken Rauhreifschicht.

Ich weiß weder die richtigen Namen dieser wildwachsenden Sträucher, noch wie sie gewöhnlich genannt werden. Einer von ihnen treibt kleine, blaßrote Blüten, und diese Blüten, wenn auch noch winziger als sonst, sitzen immer noch an den Zweigen. Zitternd in der kalten Nachtluft, träumen sie vom Kommen des Frühlings, vom Kommen des Herbstes und von dem mageren Poeten, dessen Tränen auf ihre letzten Blütenblättchen fallen, und der ihnen erzählt, daß auf den Herbst erst der Winter, auf diesen aber der Frühling folgen wird und daß dann Schmetterlinge sie umgaukeln und Bienen Frühlingsmelodien summen werden. Dann lächeln die kleinen blaßroten Blüten, obwohl sie sich vor lauter Kälte ganz rot verfärbt haben und immer noch zittern.

Was die Dattelbäume betrifft, so sind ihre Blätter gänzlich abgefallen. Vor kurzem waren noch ein oder zwei Jungen gekommen, um die Datteln, die die Erwachsenen übersehen hatten, herunterzuschlagen. Nun stehen die Bäume nackt da, sie haben all ihre Blätter und Früchte verloren. Sie kennen die Träume der blaßroten Blüten vom Frühling, der dem Herbst folgt; kennen den Traum der herabgefallenen Blätter vom Herbst, der dem Frühling folgt. Sie haben ihr ganzes Laubwerk eingebüßt und stehen nackt da, aber doch

aufrecht und hochstrebend, unbeschwert von der Last der Früchte und Blätter, unter der sich die Äste bogen. Nur einzelne Zweige neigen sich, als wollten sie die Wunden versorgen, die der Baumrinde beim Abschlagen der Früchte durch die Stangen zugefügt worden sind. Die kerzengerade hochragenden Äste bohren sich schweigend, unbeweglich wie starre Eisenmasten, in den Himmel, diesen seltsamen, hohen Himmel, daß er entsetzt funkelt. Sie bohren sich weiter tief in den Vollmond inmitten dieses Himmels hinein, daß er vor Schmerz erbleicht.

Entsetzt funkelnd, wird der Himmel blau und blauer und immer unruhiger, als wäre er nur bestrebt, der Menschenwelt zu entkommen, als wollte er den Dattelbäumen ausweichen und den Mond hinter sich allein zurücklassen. Doch auch der Mond gleitet verstohlen nach Osten, während unbeweglich, wie starre Eisenmasten, die kerzengerade hochragenden Zweige sich in den Himmel bohren, diesen seltsamen, hohen Himmel, entschlossen, ihm eine tödliche Wunde zuzufügen, und mag er auch noch so sehr mit seinen betörenden Augen funkeln.

Mit einem Schrei fliegt ein unheimlicher Nachtvogel vorbei.

Plötzlich höre ich Gelächter zu mitternächtlicher Stunde — gedämpft, als ob der Lacher die Schlafenden

nicht wecken möchte. Und doch ist die Luft erfüllt von diesem Gelächter. Es ist Mitternacht, niemand in meiner Nähe. Da wird mir mit einem Mal bewußt, daß ich selbst der Lacher bin. Mein Gelächter treibt mich ins Zimmer zurück, wo ich als erstes den Lampendocht höher schraube.

Von meinem rückwärtigen Fenster ertönt ein tickendes Geräusch. Schwärme von Insekten surren rastlos gegen die Scheibe. Schon sind einige ins Zimmer eingedrungen, wahrscheinlich durch einen Riß im Ölpapier. Sie stoßen gegen den Lampenzylinder; ein neues Ticken hebt an. Eines stürzt sich von oben in den Zylinder, gerät in die Flamme — eine wirkliche Flamme. Zwei oder drei Insekten lassen sich erschöpft auf dem Lampenschirm nieder. Erst gestern habe ich ihn erneuert. Er ist aus schneeweißem Papier und wie ein Fächer gefaltet; über die Falten ist ein Gardenienzweig mit blutroten Blüten gemalt.

Wenn die blutroten Gardenien blühen, werden sich auch die Dattelbäume wieder unter der Last ihres grünen Laubwerks beugen und von neuem den Traum der kleinen blaßroten Blüten träumen. . . und wieder werde ich das mitternächtliche Gelächter hören. Hastig breche ich meinen Gedankengang ab und schaue auf die kleinen grünen Insekten auf dem Lampenschirm. Mit ihren großen Köpfen und kleinen Körpern gleichen sie

Sonnenblumenkernen; keines von ihnen ist größer als ein halbes Weizenkorn — bewundernswertes, Mitleid erregendes Grün.

Ich gähne, zünde mir eine Zigarette an, blase gemächlich den Rauch aus. Schweigend huldige ich vor der Lampe diesen zierlichen, grüngewandeten Helden.

15. September 1924

Der Schatten nimmt Abschied

Schläft ein Mensch einmal so tief, daß er das Zeitgefühl verliert, dann kann es geschehen, daß sein Schatten zu ihm kommt, um mit den folgenden Worten Abschied von ihm zu nehmen:

Es gibt Dinge im Himmel, die mir mißfallen; dorthin will ich nicht gehen. Es gibt Dinge in der Hölle, die mir mißfallen; dorthin will ich nicht gehen. Es gibt Dinge in eurem künftigen goldenen Zeitalter, die mir mißfallen; dorthin will ich nicht gehen.

Vor allen Dingen aber mißfällst du mir.

Freund! Ich werde dir nicht länger folgen; ich will nicht mehr bei dir bleiben.

Ich will nicht!

Nein und nochmals nein! Ich will nicht. Lieber gehe ich ins Nichts.

Ich bin nur ein Schatten. Ich werde dich verlassen und in der Finsternis versinken. Die Finsternis wird mich verschlucken, das Licht wird mich auflösen.

Aber ich will nicht zwischen Licht und Schatten umherirren. Lieber will ich in der Finsternis versinken.

Doch immer noch irre ich zwischen Licht und Schatten umher, ohne zu wissen, ob der Abend dämmert oder der Morgen. Ich kann nur meine aschgraue Hand heben, als wollte ich eine Schale Wein leeren. Dann, wenn ich das Zeitgefühl verloren habe, werde ich weit weg gehen, ganz allein.

O weh! Dämmert der Abend, wird die dunkle Nacht mich verschlucken, dämmert der Morgen, wird das Licht mich auflösen.

Freund, die Stunde naht.

Ich werde die Finsternis betreten und im Nichts wandern.

Erwartest du noch ein Abschiedsgeschenk von mir? Was kann ich dir geben? Wenn du darauf bestehst, sollst du ebenfalls die Finsternis und das Nichts haben.

Doch was mich betrifft, ich wünsche mir nur die Finsternis, die deinem Tageslicht weichen mag. Ich wünsche mir nur das Nichts, das niemals von deinem Herzen Besitz ergreifen soll.

Das ist es, was ich mir wünsche, Freund —

Weit weg zu gehen, ganz allein, in eine Finsternis, von der nicht nur du ausgeschlossen wärest, sondern andere Schatten ebenfalls. Nur ich allein werde in dieser Finsternis versinken. Jene Welt wird allein mir gehören.

24. September 1924

Bettler

Ich gehe an einer hohen, halbverfallenen Mauer entlang, schleppe mich durch den feinen Staub. Außer mir sind noch andere Menschen unterwegs, jeder für sich allein. Ein leichter Wind kommt auf, und über meinem Kopf geraten die Zweige der hohen, die Mauer überragenden Bäume mit ihren noch unverwelkten Blättern in Bewegung.

Ein leichter Wind kommt auf, und Staub erfüllt die Luft.

Ein Kind bettelt mich an. Es trägt wie andere gefütterte Kleidung und macht keinen unglücklichen Eindruck. Doch mit einem Kotau versperrt es mir den Weg und rennt mir jammernd hinterher.

Seine Stimme, sein Gehabe sind mir zuwider. Die Unbekümmertheit in seinem Gesichtsausdruck, als spiele es mir eine Komödie vor, stößt mich ab. Das Gejammere, mit dem es mich verfolgt, ekelt mich an.

Ich gehe weiter. Außer mir sind noch andere Menschen unterwegs, jeder für sich allein. Ein leichter Wind kommt auf, und Staub erfüllt die Luft.

Ein Kind bettelt mich an. Es trägt wie andere gefütterte Kleidung und macht keinen unglücklichen Eindruck; doch es ist stumm. Mit einer stummen Geste streckt es mir seine Hände entgegen.

Sein wortloses Schauspiel stößt mich ab. Und vielleicht ist es nicht einmal stumm, bedient sich nur eines Bettlerkniffs!

Ich gebe ihm kein Almosen. Ich habe kein mildtätiges Herz. Ich stehe über denen, die Almosen geben. Für Bettler habe ich nur Abscheu, Mißtrauen, Verachtung.

Ich gehe an einer halbeingesturzten Lehmmauer entlang. Die Lücken sind mit zerbrochenen Ziegeln aufgefüllt. Jenseits der Mauer ist nichts. Ein leichter Wind kommt auf; herbstliche Kälte durchdringt mein Gewand, und Staub erfüllt die Luft.

Ich überlege, nach welcher Methode ich betteln würde. Sollte ich sprechen? Mit was für einer Stimme?

Sollte ich mich stumm stellen? Mit was für Gesten? . . .

Außer mir sind noch andere Menschen unterwegs, jeder für sich allein.

Für mich wird es keine Almosen geben, ja nicht einmal Mildtätigkeit. Ich werde auf Abscheu, Mißtrauen und Verachtung derer stoßen, die über denen stehen, die Almosen geben.

Ich werde ohne Gesten, ohne Worte betteln! . . .

Zumindest werde ich das Nichts erhalten.

Ein leichter Wind kommt auf, und Staub erfüllt die Luft. Außer mir sind noch andere Menschen unterwegs, jeder für sich allein.

Staub, Staub. . .

Staub. . .

24. September 1924

Meine verlorene Liebe

— eine neue Parodie nach klassischer Art

Meine Geliebte wohnt am Bergeshang.
Ich sehn' mich nach ihr, doch zu steil geht's hinauf.
Ich senkte den Kopf, wußte nicht was beginnen;
und meinen Tränen ließ ich freien Lauf.
Sie schenkt mir einen Schal, hübsch, mit Schmetterlingen.
Was sollt' ich ihr geben? Ein Eulenpaar.
Sie aber wendet sich ab, voll Ärger und Groll, ich weiß nicht warum, bin verwirrt ganz und gar.

Meine Geliebte wohnt mitten im Herzen der Stadt.
Ich sehn' mich nach ihr, doch welch ein Schieben und Drängen!

Ich blickte zum Himmel, wußte nicht was beginnen;
und Tränen rollten mir ohne Halt über beide Wangen.
Ein Bild mit einem Schwalbenpaar ist ihr Geschenk an mich.
Eine Tüte Bonbons ich ihr schenken tat.
Sie aber wendet sich ab, voll Ärger und Groll,
bin ganz verstört, weiß mir keinen Rat.

Meine Geliebte wohnt an eines Flusses Rand.
Ich sehn' mich nach ihr, doch der Fluß ist zu tief.
Den Kopf ließ ich hängen, wußte nicht was beginnen;
und ein Strom von Tränen in meinen Rocksaum lief.
Ein goldenes Uhrkettchen schenkt sie mir.
Ein Schweißtreibemittel ich ihr drauf sandt'.
Sie aber wendet sich ab, voll Ärger und Groll,
ich weiß nicht warum, verlier' bald den Verstand.

Meine Geliebte wohnt in einem vornehmen Haus.
Ich sehn' mich nach ihr, doch kein Auto ich hab'.
Ich schüttelt' den Kopf, wußte nicht was beginnen;
und Tränenbäche stürzten über mein Gesicht herab.
Sie schickt mir Rosen als ein Geschenk.
Schlangen bekam sie von mir.
Sie aber wendet sich ab, voll Ärger und Groll,
ich weiß nicht warum — zum Teufel mit ihr!

3. Oktober 1924

Vergeltung

Die Haut eines Menschen ist wahrscheinlich kaum einen halben Millimeter dick; darunter strömt durch ein dichtes Netz von Blutgefäßen — dichter als das dichte Gewimmel der Seidenraupen, die übereinander die Wand hoch kriechen — heißes, Wärme ausstrahlendes Blut. Und mit dieser Wärme verführen, erregen, fesseln die Menschen einander in dem verzehrenden Verlangen nach Liebkosung, nach Küssen und Umarmung, um die berauschende Verzückung des Lebens auszukosten.

Aber ein einziger Stich mit einem scharfen Messer durch diese dünne, pfirsichfarbene Haut, und das heiße,

rote Blut schießt heraus wie ein Pfeil und überströmt den Täter unmittelbar mit all seiner Wärme; dann läßt ihn der erkaltende Atem, der ihm entgegenschlägt, der Anblick blaß werdender Lippen seine menschliche Natur vergessen und versetzt ihn in die äußerste, höchste Verzückung des Lebens, während sein Opfer für immer aufgeht in der äußersten, höchsten Verzückung des Lebens.

Weil dem so ist, stehen sich die beiden mit nackten Körpern und gezückten, scharfen Messern in der weiten, öden Wildnis gegenüber.

Sie werden einander umarmen; sie werden einander abschlachten.

Von allen Seiten eilen Passanten herbei, dicht gedrängt wie Seidenraupen, die die Mauer hoch kriechen, wie Ameisen, die gesalzene Fischköpfe wegschleppen. Ihre Kleidung ist elegant, aber ihre Hände sind leer. Und doch kommen sie von allen Seiten herbeigeströmt, den Geschmack von Schweiß und Blut schon auf der Zunge, und recken gierig die Hälse, um sich am Anblick des Umarmens oder Abschlachtens zu weiden.

Doch die beiden, die sich gegenüberstehen in der weiten, öden Wildnis mit nackten Körpern und gezückten, scharfen Messern, umarmen sich weder, noch töten sie sich; ja, sie lassen nicht einmal die Absicht erkennen, einander zu umarmen oder zu töten.

Die beiden verharren in dieser Stellung bis in alle Ewigkeit. Obwohl ihre vollen, lebendigen Körper schon fast ausgezehrt sind, lassen sie nicht die geringste Absicht erkennen, einander zu umarmen oder zu töten.

Den Passanten wird es langweilig. Sie spüren die Langeweile in ihre Poren eindringen, spüren die Langeweile in ihren Herzen aus ihren Poren sickern, über die ganze Wildnis kriechen und in die Poren der anderen eindringen. Kehle und Zunge werden ihnen trocken, der Nacken steif. Schließlich glotzen sie sich gegenseitig an und zerstreuen sich allmählich. Sie fühlen sich so ausgezehrt, daß sie jedes Interesse am Leben verloren haben.

Alles, was danach übrigbleibt, ist die weite, öde Wildnis und die beiden, die sich mit nackten Körpern und gezückten, scharfen Messern gegenüberstehen. Sie weiden sich, mit Augen wie von Toten, an der Auszehrung der Passanten, an diesem unblutigen Abschlachten, und gehen für immer auf in der äußersten, höchsten Verzükkung des Lebens.

20. Dezember 1924

Vergeltung (II)

Weil er sich für Gottes Sohn hält, der König der Israeliten, soll er gekreuzigt werden.

Die Soldaten hängen ihm ein purpurnes Gewand um, setzen ihm eine Dornenkrone auf und beglückwünschen ihn. Dann schlagen sie sein Haupt mit Ruten, speien ihm ins Gesicht und beugen das Knie vor ihm. Nachdem sie ihn verhöhnt haben, ziehen sie ihm das purpurne Gewand aus und lassen ihn in seinen alten Kleidern stehen.

Seht, wie sie sein Haupt schlagen, ihn bespeien, vor ihm niederknien. . .

Er weigert sich, den mit Myrrhe gemischten Wein zu trinken. Er will nüchtern bleiben, um die Behandlung

auszukosten, die die Israeliten ihres Gottes Sohn widerfahren lassen, um länger um ihre Zukunft klagen zu können, aber ihre Gegenwart zu hassen.

Um ihn herum nur Feindseligkeit, bedauernswerte, fluchwürdige Feindseligkeit.

Hammerschläge sind zu hören; Nägel durchbohren seine Handflächen. Aber der Umstand, daß diese bedauernswerten Kreaturen ihres Gottes Sohn kreuzigen, lindert seinen Schmerz. Hammerschläge sind zu hören, und Nägel durchbohren die Sohlen seiner Füße; Knochen splittern, und der Schmerz durchzuckt jäh seinen ganzen Körper. Aber der Umstand, daß diese fluchwürdigen Kreaturen ihres Gottes Sohn kreuzigen, ist ihm ein Trost in seinem Leiden.

Das Kreuz wird in die Höhe gezogen. Es schwebt frei in der Luft.

Er hat den mit Myrrhe gemischten Wein nicht getrunken. Er will nüchtern bleiben, um die Behandlung auszukosten, die die Israeliten ihres Gottes Sohn widerfahren lassen, um länger um ihre Zukunft klagen zu können, aber ihre Gegenwart zu hassen.

Die vorbeikommen, schmähen und verfluchen ihn. Der Hohepriester und die Schreiber verspotten ihn. Auch die mit ihm zusammen gekreuzigten beiden Diebe lachen über ihn.

Sogar die mit ihm zusammen Gekreuzigten. . .

Um ihn herum nur Feindseligkeit, bedauernswerte, fluchwürdige Feindseligkeit.

In dem Schmerz, den ihm Hände und Füße verursachen, kostet er den Jammer der bedauernswerten Kreaturen aus, die Gottes Sohn ans Kreuz schlagen; er kostet, die Freude der fluchwürdigen Kreaturen aus, die Gottes Sohn ans Kreuz schlagen und wissen, daß Gottes Sohn sterben wird. Aus seinen gebrochenen Gliedmaßen steigt plötzlich tödliche Qual in sein Herz, versetzt ihn in einen Rausch von Mitleid und Verzückung.

Seine Eingeweide heben sich in tödlichen Qualen von Mitleid und Verwünschung.

Finsternis breitet sich über die Erde.

„Eloi, Eloi, lama sabachthani?“ (Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?)

Gott hat ihn verlassen, und so ist er also doch des Menschen Sohn. Doch die Israeliten kreuzigen selbst des Menschen Sohn.

Die am meisten nach Blut und Unrat stinken, sind nicht die, die Gottes Sohn kreuzigen, sondern die, die des Menschen Sohn kreuzigen.

20. Dezember 1924

Hoffnung

Mein Herz ist unerhört einsam.

Doch mein Herz ist vollkommen ruhig; es ist weder Liebe noch Haß darin, weder Kummer noch Freude, weder Farbe noch Ton.

Vermutlich werde ich alt. Stimmt es nicht, daß mein Haar weiß zu werden beginnt? Ist es nicht eine Tatsache, daß meine Hände zittern? Dann müssen die Hände meines Geistes ebenfalls zittern, muß das Haar meines Geistes ebenfalls weiß zu werden beginnen.

Und das ist schon viele Jahre so.

Auch mein Herz war einst angefüllt mit blutrünstigen Liedern, mit Blut und Eisen, Flammen und Gift, mit

Rachegefühlen und der Hoffnung auf Erneuerung. Doch plötzlich wurde es leer darin, es sei denn, daß ich mich manchmal selbst betrog und es mit vergeblicher, trügerischer Hoffnung füllte. Hoffnung. . . Hoffnung . . . Mit dem Schild der Hoffnung wehrte ich mich gegen die Angriffe der dunklen Nacht in dieser Leere, obwohl hinter dem Schild auch nur dunkle Nacht und Leere war. So habe ich nach und nach meine Jugend vergeudet.

Natürlich war mir bewußt, daß meine Jugend entschwunden war, doch glaubte ich, daß um mich herum noch Jugend sei: Sterne und Mondenschein, erstarrt herunterfallende Schmetterlinge, Blumen in der Finsternis, unheilverkündender Schrei der Eule, bluterstickter Ruf des Kuckucks, vages Lächeln, Spiel der Liebe. . . Und wäre es auch eine Jugend der Freudlosigkeit und der Ungewißheit, so wäre es doch immerhin Jugend.

Warum fühle ich mich jetzt so einsam? Etwa deshalb, weil sogar die Jugend um mich herum dahingegangen und die Jugend der ganzen Welt alt geworden ist?

Ich muß allein gegen die dunkle Nacht in dieser Leere ankämpfen. Ich lege den Schild der Hoffnung beiseite und höre Sándor Petöfis Gedicht „Hoffnung“:

O Hoffnung! Eigennützige Buhlerin,
die jeden lockt und kost und blendet,
und sich dann schnöde von uns wendet,

wenn wir den besten Schatz an sie verschwendet:
die Jugend und den gläubigen Sinn!

Fünfundsiebzig Jahre sind vergangen, seitdem der ungarische Patriot und Dichter unter den Lanzen der Kosaken sein Leben für die Heimat ließ. So traurig sein Tod war, ist es fast noch trauriger, daß dieses Gedicht bis zum heutigen Tage seinen Sinn noch nicht verloren hat.

Wie grausam ist doch dieses Leben! Selbst ein so verwegener und unbeugsamer Mensch wie Petöfi kam am Ende nicht gegen die dunkle Nacht an und wandte seinen Blick zurück nach dem fernen Osten.

„Die Verzweiflung trügt wie die Hoffnung", sagte er.

Wenn ich weiterleben muß in diesem Trug, der weder Licht noch Finsternis ist, dann werde ich nach der vergangenen Jugend der Freudlosigkeit und Ungewißheit suchen, auch wenn ich nicht mehr zu ihr gehöre. Stirbt selbst diese Jugend, ist auch meinem eigenen Alter ein Ende gesetzt.

Doch jetzt gibt es weder Sterne noch Mondenlicht, es gibt keine erstarrt herunterfallenden Schmetterlinge, kein vages Lächeln, kein Spiel der Liebe. . . Die Jugend ist sehr friedlich geworden.

So muß ich allein gegen die dunkle Nacht in dieser Leere ankämpfen. Selbst wenn ich die Jugend nirgend-

wo fände, wäre das doch die letzte Herausforderung für mich in meinem Alter. Aber wo ist die dunkle Nacht? Jetzt gibt es keine Sterne und keinen Mondenschein, kein vages Lächeln, kein Spiel der Liebe. . . Die Jugend ist sehr friedlich, und vor mir ist nicht einmal eine wirklich dunkle Nacht.

Die Verzweiflung trügt wie die Hoffnung.

Neujahrstag 1925

Schnee

Der Regen im Süden verwandelt sich niemals in kalte, glitzernde Schneeflocken. Menschen, die in der Welt herumgekommen sind, finden das eintönig und langweilig. Hält das auch der Regen für ein Unglück? Der Schnee südlich des Yangtse ist außerordentlich feucht und schön wie das erste Ahnen des Frühlings oder das Aufblühen eines jungen, vor Gesundheit strahlenden Mädchens. Über die Schneewildnis verstreut, leuchten die blutroten Blüten der Kameliensträucher, die grüngetönten weißen Kirschblüten und die goldenen, glokkenförmigen Blüten der Winterpflaume. Unter dem Schnee lugt kaltes, grünes Gras hervor. Schmetterlinge gibt es dann sicherlich noch keine, und ob schon Bienen unterwegs sind, um von den Kamelien- und Pflaumenblüten Nektar zu sammeln, ist mir inzwischen entfallen. Doch wenn ich die Augen schließe, sehe ich deutlich, wie um die winterlichen Blüten in der Schneewildnis Bienen geschäftig hin und her fliegen, und höre ihr Summen.

Sieben oder acht Kinder, die zusammengelaufen sind, um einen Schneebuddha zu bauen, hauchen in die Hände mit ihren kleinen, blaugefrorenen Fingern wie lila Ingwersprossen. Es will nicht recht gelingen, und ein Vater kommt ihnen zu Hilfe. Der Buddha wird größer als die Kinder; und obwohl er nur ein birnenförmiger Klumpen ist, der ebenso gut ein Kürbis wie ein Buddha sein könnte, ist er blendend weiß und wunderschön. Durch seine eigene Feuchtigkeit zusammengehalten, glitzert und funkelt seine Oberfläche. Die Kinder nehmen Fruchtkerne für die Augen, und eines von ihnen hat aus der Schminkschatulle der Mutter einen roten Lippenstift entwendet, um damit den Mund zu malen. Nun ist wirklich ein prächtiger Buddha daraus geworden, der mit glänzenden Augen und rotem Mund im Schnee thront.

Am folgenden Tag kommen einige Kinder wieder, um ihn zu besuchen. Sie klatschen in die Hände, verbeugen sich vor ihm und lachen. Dann bleibt der Buddha

allein zurück. An einem sonnigen Tag beginnt seine Hülle zu schmelzen, aber die Kälte der Nacht überzieht ihn wieder mit einer Eiskruste, macht einen großen Opalkristall aus ihm. Eine Reihe schöner Tage verstümmeln ihn schließlich bis zur Unkenntlichkeit, und das Rot seiner Lippen verschwindet.

Der Schnee, der im Norden Chinas fällt, ist bis zum letzten Augenblick wie Pulver oder Sand. Die Flocken haften nicht aneinander, wo immer sie niederfallen, sei es auf die Dächer, auf die Erde oder auf die welken Gräser. Nur auf den Dächern, dort, wo sie durch einen Ofen von unten erwärmt werden, schmilzt der Schnee. Aber die übrigen Schneeflocken wirbeln mit einem Windstoß hoch in den klaren Himmel, glitzern im Sonnenlicht wie dichter Nebel um eine Flamme, der spiralenförmig in die Höhe steigt, bis der ganze Himmel glitzert, wirbelt und tanzt.

Über der endlosen Wildnis, unter der frostkalten Himmelskuppel, was da glitzert und spiralenförmig in die Höhe steigt, das ist der Geist des Regens. . .

Ja, der einsame Schnee, das ist toter Regen, ist der Geist des Regens.

18. Januar 1925

Der Drachen

Ein Pekinger Winter bedrückt mich und versetzt mich zugleich in Unruhe. Eine dicke Schneeschicht bedeckt die Erde, und die Bäume strecken ihre kahlen, grauen Zweige in den klaren, blauen Himmel. In der Ferne sieht man ein oder zwei Drachen in der Luft schweben.

Bei mir zu Hause ist der Frühlingsanfang die Zeit des Drachensteigens. Man hört ein Windrad surren und blickt in den Himmel, und schon sieht man eine graue Krabbe oder einen blaßblauen Tausendfüßler in den Himmel steigen. Oder man entdeckt einen der immer einzeln und tief fliegenden „Ziegel"-Drachen ohne Windrad. Diese Drachen machen einen bemitleidens-

wert einsamen und verlorenen Eindruck. Aber wenn sie steigen, treiben schon die Weiden Kätzchen und knospen die wilden Pfirsichbäume an den Berghängen, und man glaubt, die Kinder wollten dazu den Himmel mit ihren Drachen schmücken. All das fügt sich zum Bild eines lauen Frühlingstages zusammen. Aber wo bin ich? Um mich herum herrscht bitterkalter Winter, und doch liegt etwas vom längstvergangenen Frühling meiner längstvergessenen Heimat auch in dieser Luft.

Ich hatte nie Spaß am Drachensteigen. Im Gegenteil, ich verabscheute es, weil ich es für einen unnützen Zeitvertreib verwöhnter Kinder hielt. Ganz anders mein jüngerer Bruder. Er muß damals ungefähr zehn Jahre alt gewesen sein, kränkelte viel und war beängstigend mager — aber Drachen waren sein ein und alles. Da er sich selbst keinen Drachen kaufen konnte und ich ihm auch nicht erlaubt hätte, einen steigen zu lassen, pflegte er stundenlang, den Mund mit den schmalen Lippen in sehnsuchtsvollem Verlangen weit geöffnet, in den Himmel zu starren. Wenn dann ein hoch in der Luft segelnder Krabbendrachen plötzlich abstürzte, stieß er einen entsetzten Schrei aus; lösten sich zwei „Ziegel"-Drachen, deren Schnüre sich verfangen hatten, wieder voneinander, geriet er vor Freude ganz außer sich und hüpfte herum. Sein Verhalten kam mir höchst unsinnig vor, und ich schaute mit Verachtung auf ihn herab.

Eines Tages fiel mir auf, daß ich ihn in letzter Zeit kaum zu Gesicht bekommen hatte, doch erinnerte ich mich, ihn beim Suchen nach Bambusreisern im Garten gesehen zu haben. Blitzartig kam mir die Erleuchtung. Ich lief zu einem kleinen, unbenützten Abstellraum und, wahrhaftig, als ich die Tür aufstieß, entdeckte ich ihn inmitten des staubigen Gerümpels. Er saß auf einem Fußschemel vor einer großen Bank. Bei meinem Anblick fuhr er erschrocken hoch, wurde kreidebleich und wich zurück. Gegen die Rücklehne der Bank lehnte das Bambusgestell für einen Schmetterlingsdrachen, noch nicht mit Papier überzogen. Daneben lagen zwei kleine Windräder, die als Augen dienen sollten. Er war gerade dabeigewesen, sie mit rotem Papier zu bekleben, und hatte sein Kunstwerk fast vollendet. Ich war höchst befriedigt, sein Geheimnis herausgefunden zu haben; zugleich aber packte mich der Zorn, daß er mich so lange hatte hinters Licht führen können, während er einzig und allein damit beschäftigt gewesen war, sich die Zeit mit unnützem Zeug zu vertreiben. Ohne zu zögern griff ich nach dem Gestell und brach einen der Flügel entzwei; die Windräder fegte ich auf den Boden und trampelte auf ihnen herum. Ich war älter und kräftiger als mein Bruder, mein Sieg war natürlich unbestritten. Hocherhobenen Hauptes stolzierte ich von dannen und ließ ihn, völlig verzweifelt wie er war, in der klei-

nen Kammer zurück. Was er danach tat, wußte ich nicht; es interessierte mich auch nicht.

Aber die Strafe kam doch eines Tages für mich, als sich unsere Wege längst getrennt hatten und ich bereits ein Mann in mittleren Jahren war. Ein dummer Zufall wollte es, daß mir ein ausländisches Buch über Kindererziehung in die Hände geriet, aus dem ich zum ersten Mal erfuhr, daß Spielen die beste Beschäftigung für Kinder sei und Spielsachen Kindern ein Geschenk des Himmels bedeuteten. In diesem Augenblick sah ich jene Kindertyrannei über den Geist wieder vor mir. Zwanzig Jahre hatte ich nicht daran gedacht. Mein Herz schien sich plötzlich in einen Bleiklumpen zu verwandeln, der schwer hinabzusinken begann und sank und sank.

Mein Herz brach nicht; es sank einfach tiefer und tiefer.

Ich wußte, wie ich meinen Fehler wieder gutmachen konnte: Ich mußte ihm einen Drachen kaufen, ihm erlauben, nein, ihn dazu auffordern, ihn steigen zu lassen, wir mußten ihn gemeinsam steigen lassen. Wie könnten wir jauchzen, rennen, lachen! . . . Doch mittlerweile hatte er, wie auch ich, längst einen Schnurrbart.

Aber zugleich wußte ich auch, daß es noch einen anderen Weg gab, meine Schuld zu tilgen: Ich mußte zu ihm gehen und ihn um Verzeihung bitten, solange,

bis er sagen würde: „Ich trage dir wirklich nichts mehr nach.“ Dann würde mir wieder leicht ums Herz werden. Ja, diesen Weg gab es. Es kam der Tag, als wir uns trafen. Die Mühsale des Lebens hatten ihre Spuren auf unseren Gesichtern hinterlassen, und mein Herz war bleiern. Im Lauf der Unterhaltung kamen wir auch auf unsere Kindheitserlebnisse zu sprechen, und ich brachte das Gespräch auf jene Episode, bei der ich mich, wie ich ihm gestand, so töricht und unreif benommen hatte. Ich war sicher, er würde jetzt sagen: „Ich trage dir wirklich nichts mehr nach!“, erwartete, daß er schnell und gern bereit wäre, mir zu verzeihen, wodurch die Last von meinem Herzen endlich genommen würde.

„Ach, war das tatsächlich so?“ fragte er lachend, ungläubig, als höre er eine Geschichte über jemanden ganz anderen. Er konnte sich überhaupt nicht mehr daran erinnern.

Wie kann etwas verziehen werden, was ganz und gar in Vergessenheit geraten ist, was keine bitteren Gefühle wachhält? Ohne bittere Gefühle wäre Verzeihen eine Lüge.

Worauf kann ich nun noch hoffen? Mein Herz trägt weiter an einer unermeßlich schweren Last.

Jetzt liegt wieder etwas vom Frühling meiner Heimat in der Luft unter diesem fremden Himmel, Erinnerun-

gen an eine längst vergangene Kindheit und unbestimmbare Traurigkeit mit sich bringend. Täte ich nicht besser, mich in die Kälte des Winters zu flüchten? Doch um mich herum herrscht ja überall Winter, der mich gerade jetzt mit unerbittlicher Strenge und Kälte durchdringt.

24. Januar 1925

Die wunderschöne Geschichte

Die Flamme der Lampe wurde klein und kleiner — ein untrügliches Zeichen, daß das Petroleum, das auch nicht mehr von der guten alten Sorte war und den Lampenzylinder schon ganz eingeschwärzt hatte, zur Neige ging. Von draußen tönte das ständige Knattern der Knallfrösche und Kracher herein. Ich saß eingehüllt in dicke Schwaden von Tabaksqualm. Es war eine trübe, finstere Nacht.

Ich schloß die Augen und lehnte mich in meinen Stuhl zurück; das „Notizbuch eines Anfängers“*, das ich in der Hand hielt, ließ ich in den Schoß sinken.

* Ein Werk aus der Tang-Dynastie von Hsü Tjiän (659—729) und anderen.

Und in diesem Dämmerzustand sah ich eine wunderschöne Geschichte.

Es war eine wunderschöne, eine anmutige und bezaubernde Geschichte. Viele schöne Menschen und schöne Dinge begannen sich wie bewegte Wolkenornamente am Himmel ineinander zu verflechten, schwebten unaufhörlich dahin wie Myriaden fliehender Sterne.

Mir war, als erinnerte ich mich an eine Fahrt in einem kleinen Ruderboot auf einem Fluß entlang einer geschäftigen Landstraße. Zu beiden Ufern spiegelten sich im azurblauen Wasser Talgbäume und junge Reissaaten, wilde Blumen, Hühner, Hunde, Büsche und abgestorbene Bäume, Schilfhütten, Pagoden, Klöster, Bauern und Bäuerinnen, Dorfmädchen, zum Trocknen aufgehängte Wäsche, Mönche, Bastregenmäntel, Hüte aus Bambusgeflecht, Himmel, Wolken, Bambus. . . Bei jedem Ruderschlag vermischte sich all dies mit den aufblitzenden Sonnenreflexen, mit den Fischen und dem Gras im Wasser, bis alles im Gleichtakt schwang und schaukelte. Alle Schatten, alle Dinge verschwammen und schwankten, wuchsen und flossen ineinander, strebten auseinander und wieder zusammen und nahmen ihre ursprüngliche Gestalt an. Die Schatten glichen bizarren, sonnenlichtverbrämten Wolkengebilden am Sommerhimmel, und ihre Ränder sandten, Quecksilber gleich, blitzende Strahlen aus. Überall, wo ich vorbeikam, das gleiche Bild.

Und eben davon handelte auch die Geschichte, die ich nun sah. Über dem blauen Himmel im Wasser vermengten sich alle Dinge, verflochten sich, bewegten sich ständig, dehnten sich ständig aus in endloser Folge.

Die zierlichen Malvengewächse hier und dort unter den abgestorbenen Weiden am Fluß waren sicher von den Dorfmädchen gepflanzt worden. Grellrote und buntgetönte Blüten schwammen auf dem Wasser, flossen auseinander und dehnten sich zu Fahnen aus rotem Wasser — ganz ohne Aura. Die Strohhütten, Hunde, Pagoden, Dorfmädchen, Wolken . . . schwammen ebenfalls. Die grellroten Blüten streckten sich jetzt zu flatternden roten Seidenbändern. Die Bänder schlangen sich um die Hunde, die Hunde um die weißen Wolken, die weißen Wolken um die Dorfmädchen . . . nur um sich im nächsten Moment wieder zusammenzuziehen. Doch da dehnten sich schon die buntgetönten Blüten und verbanden sich mit den Pagoden, Dorfmädchen, Hunden, Strohhütten und Wolken.

Nun wurde mir die Geschichte, die sich vor meinen Augen abspielte, noch klarer, erschien mir noch lieblicher, reizvoller und bezaubernder. Über dem klaren Himmel waren unendlich viele wunderschöne Menschen

und wunderschöne Dinge. Ich sah sie ganz deutlich vor mir und erkannte sie alle.

Ich wollte sie mir noch genauer ansehen. . .

Doch als ich gerade dabei war, sie mir noch genauer anzusehen, riß ich, plötzlich hochfahrend, meine Augen auf und sah nur mehr das Wolkenornament sich kräuseln und durcheinandergeraten, als hätte jemand einen schweren Stein ins Wasser geworfen: die Wellen schlugen hoch und zerrissen das ganze Bild in kleine Stücke. Unbewußt griff ich nach dem Buch, das auf den Boden zu fallen drohte. Vor meinen Augen tanzten noch ein paar vereinzelte buntschillernde Reflexe hin und her.

Die Geschichte hatte mich tief beeindruckt. Einige flimmernde Farbflecke waren mir noch verblieben. Ich wollte sie bannen, festhalten, vervollständigen. Ich warf das Buch beiseite und griff zum Pinsel. Aber nichts, nicht einmal die Spur eines Lichtreflexes war mehr zu sehen. Was ich vor Augen hatte, war nur noch das trübe Licht der Lampe. Ich saß nicht mehr in jenem kleinen Boot.

Doch immer wieder entsinne ich mich dieser wunderschönen Geschichte in jener trüben, finsteren Nacht. . .

24. Februar 1925

Der Wanderer

Zeit:
An irgendeinem Abend

Ort:
Irgendwo

Personen:

Ein Greis *um die siebzig. Bart und Haupthaar sind weiß; er trägt ein schwarzes Gewand.*

Ein Mädchen, *etwa zehn Jahre alt, hat kastanienbraunes Haar und schwarze Augen; es trägt ein schwarzweiß gewürfeltes Kleid.*

Ein Wanderer *zwischen dreißig und vierzig, müde und verdrossen aussehend. Sein Haar ist wirr, seine Augen blicken finster; er trägt einen schwarzen Schnurrbart. Seine schwarze Jacke und Hose sind zerlumpt; die Schuhe, in denen er mit bloßen Füßen steckt, sind zerrissen. Einen Sack über dem einen Arm, stützt er sich mit dem anderen auf eine Bambusstange, so groß wie er selbst.*

Auf der östlichen Seite ein paar Bäume, dazwischen Schutt und Trümmer; auf der westlichen ein verwildeter Friedhof. In der Mitte ein kaum erkennbarer Fußpfad, der auf die offenstehende Tür einer Lehmhütte führt. Neben der Tür ein Baumstumpf.

(Das kleine Mädchen *ist gerade dabei, dem auf dem Baumstumpf sitzenden* Greis *beim Aufstehen zu helfen.)*

Greis: Was ist, Kind! Was stehst du herum?

Mädchen *(nach Osten schauend)*: Da kommt jemand. Sieh doch mal!

Greis: Kümmer dich nicht darum. Hilf mir ins Haus. Die Sonne geht bereits unter.

Mädchen: Laß mich doch sehen . . .

Greis: Was bist du bloß für ein Kind! Tag für Tag

siehst du Himmel, Erde und Wind — Reicht dir das nicht? Etwas anderes lohnt sich nicht anzuschauen. Jetzt willst du sehen, wer kommt. Jemand, der nach Sonnenuntergang kommt, bringt dir nichts Gutes. . . Laß uns lieber ins Haus gehen.

Mädchen: Aber er ist schon ganz nah. Ach, es ist irgendein Bettler!

Greis: Ein Bettler? Das glaube ich nicht.

(Der Wanderer *kommt mühsam aus dem Gestrüpp östlicherseits herausgehumpelt, zögert einen Moment und geht dann langsam auf den* Greis *zu.)*

Wanderer: Ich wünsche Euch einen guten Abend, ehrwürdiger Greis.

Greis: Danke schön. Guten Abend.

Wanderer: Verzeiht, ehrwürdiger Greis, wenn ich Euch belästige und um eine Schale Wasser bitte. Ich bin schon lange unterwegs und halb verdurstet, denn nirgends war ein Weiher oder ein Brunnen zu sehen.

Greis: Aber ja, gern! Setzt Euch, bitte! *(Zum* Mädchen:*)* Hol etwas Wasser, Kind! Und achte darauf, daß die Schale sauber ausgespült ist! *(Das* Mädchen *geht wortlos in die Hütte)* Bitte nehmt Platz, werter Herr. Wie ist Euer Name?

Wanderer: Mein Name? — Den weiß ich nicht. Solange ich zurückdenken kann, stand ich immer allein; daher weiß ich nicht, wie ich ursprünglich genannt wurde. Bin ich unterwegs, rufen mich die einen mit diesem, die anderen mit jenem Namen, wie es ihnen gerade einfällt. Aber auch an diese Namen erinnere ich mich nicht, und ich habe niemals erlebt, daß ich zweimal mit demselben Namen gerufen wurde.

Greis: Ich verstehe. Aber Ihr könnt mir vielleicht sagen, woher Ihr kommt.

Wanderer *(zögernd)*: Das weiß ich nicht. Solange ich zurückdenken kann, bin ich ständig, so wie jetzt, unterwegs gewesen.

Greis: Nun gut . . . dann darf ich Euch fragen, wohin Ihr geht?

Wanderer: Freilich dürft Ihr das. Die Sache ist nur die, ich weiß es nicht. Solange ich zurückdenken kann, bin ich ständig, so wie jetzt, unterwegs nach einem unbestimmten, vor mir liegenden Ort gewesen. Ich weiß nur soviel, daß ich einen weiten Weg zurückgelegt habe und daß ich jetzt hier angelangt bin. *(Zeigt nach Westen:)* Ich werde meinen Weg in dieser Richtung fortsetzen.

(Das Mädchen *kommt vorsichtig mit einer Holzschale voll Wasser aus der Hütte und reicht sie dem* Wanderer.*)*

Wanderer *(die Schale entgegennehmend)*: Vielen Dank, kleines Fräulein. *(Er leert die Schale in zwei Zügen und reicht sie zurück.)* Vielen Dank, kleines Fräulein. Man begegnet nicht oft so viel Freundlichkeit. *(Zum* Greis:*)* Ich weiß wirklich nicht, wie ich Euch danken soll.

Greis: Keine Ursache für soviel Dankbarkeit. Es wird Euch ohnehin nicht viel nutzen.

Wanderer: Stimmt. Es wird mir nicht viel nutzen. Und doch fühle ich mich jetzt bedeutend kräftiger — aber nun muß ich weiter. Ihr lebt bestimmt schon seit langer Zeit hier, ehrwürdiger Greis, und könnt mir sicher sagen, was dort vorn ist.

Greis: Dort vorn? Dort vorn sind Gräber.

Wanderer *(überrascht)*: Gräber?

Mädchen: Nein, nein, nein. Dort gibt es überall so viele wilde Lilien und wilde Rosen. Ich spiele oft dort und seh sie mir an.

Wanderer *(schaut nach Westen, scheint zu lächeln)*: Ja, dort gibt es viele wilde Rosen und Lilien; ich bin selbst oft dort gewesen und habe mich dort umgeschaut. Aber dort sind auch Gräber. *(Zum* Greis:*)* Ehrwürdiger Greis, was kommt nach den Gräbern?

Greis: Nach den Gräbern? Das weiß ich nicht. Ich

bin niemals über die Gräber hinausgekommen.

Wanderer: Das wißt Ihr also nicht!

Mädchen: Ich weiß es auch nicht. . .

Greis: Ich kenne nur den Süden, den Norden und den Osten, wo Ihr herkommt. Das sind die Gegenden, mit denen ich vertraut bin, und ich meine, sie wären auch für Leute wie Euch am zuträglichsten. Nehmt mir's nicht übel, aber Ihr macht einen völlig erschöpften Eindruck. Mir scheint, Ihr tätet besser, umzukehren. Wenn Ihr weitergeht, werdet Ihr niemals am Ziel Eurer Reise anlangen.

Wanderer: Ich werde niemals am Ziel anlangen? . . . *(Überlegt; schrickt plötzlich hoch:)* Unmöglich! Ich muß weiter. Von den Orten, an denen ich vorbeikam, fand ich keinen ohne Berühmtheiten, keinen ohne Grundbesitzer, keinen ohne Verfolgung und Kerker, keinen ohne falsches Lächeln und heuchlerische Tränen. — Wie ich das alles hasse! Ich will nicht dorthin zurück.

Greis: Vielleicht täuscht Ihr Euch. Es gibt auch Tränen, die vom Herzen kommen, gibt auch echtes Mitleid. . .

Wanderer: Nein, ich habe kein Verlangen, Tränen zu sehen, die vom Herzen kommen. Ich will ihr Mitleid nicht!

Greis *(kopfschüttelnd)*: Dann freilich bleibt Euch

nichts anderes übrig, als Euren Weg fortzusetzen.

Wanderer: Ja, mir bleibt nichts anderes übrig, als meinen Weg fortzusetzen. — Und außerdem höre ich vor mir eine Stimme, die mich drängt und ruft und mir nicht gestattet, zu rasten. — Wenn nur meine Füße nicht so zerschunden wären! Ich habe mich auf meiner Wanderschaft so oft geschnitten, daß ich eine Menge Blut verloren habe. *(Hebt einen Fuß und zeigt ihn dem* Greis.*)* Ich habe nicht mehr genug Blut; ich müßte welches trinken . . . aber wo soll ich es hernehmen? — Und außerdem will ich nicht irgend jemands Blut trinken . . . muß mich also mit Wasser begnügen, um das fehlende Blut zu ersetzen. Ich habe unterwegs immer genügend Wasser gefunden, damit bin ich schon zufrieden. Aber meine Kräfte lassen nach, weil mein Blut schon zuviel Wasser enthält. Heute habe ich nicht die kleinste Wasserstelle gefunden, deswegen habe ich auch nur eine kurze Strecke Wegs geschafft.

Greis: Dafür gibt es vielleicht noch andere Gründe. — Die Sonne ist schon untergegangen; ich meine, Ihr tätet gut, Euch eine Weile auszuruhen — so wie ich.

Wanderer: Aber vor mir ist die Stimme, die mich zur Eile antreibt. . .

Greis: Ich weiß.

Wanderer: Ihr wißt? Ihr kennt diese Stimme?

Greis: Ja. Ich glaube, sie rief auch mich früher.

Wanderer: Dieselbe Stimme, die mich ruft?

Greis: Das weiß ich nicht. Sie rief mich mehrere Male, aber ich beachtete sie nicht. Schließlich gab sie das Rufen auf. Das ist alles, was mir in Erinnerung geblieben ist.

Wanderer: So. . . Ihr habt sie nicht beachtet. . : *(Verfällt in Nachdenken; schrickt auf und lauscht.)* Nein! Ich muß weiter. Ich kann nicht bleiben. Zu ärgerlich, daß meine Füße in einem solchen Zustand sind. . . *(Schickt sich zum Gehen an.)*

Mädchen *(Dem* Wanderer *einen Lappen reichend)*: Hier! Verbindet Euch die Füße damit.

Wanderer *(den Lappen nehmend)*: Dank dir, kleines Fräulein. Wirklich . : . wirklich, soviel Freundlichkeit findet man selten. — Damit kann ich weitergehen. *(Läßt sich auf einen Stein nieder und fängt an, sich den Lappen um einen Fußknöchel zu wickeln.)* Nein, es hat keinen Zweck. . . *(Steht mühsam wieder auf.)* Nimm ihn wieder, kleines Fräulein. Er reicht doch nicht zum Verbinden. Außerdem ist es wirklich eine zu große Freundlichkeit, und ich weiß nicht, wie ich dir danken soll.

Greis: Keine Ursache, ihr zu danken; es hilft Euch ohnehin nicht weiter.

Wanderer: Nein, es hilft mir nicht weiter. Aber es war das schönste Geschenk, das man mir machen konnte. Seht selbst, könnt Ihr etwas ähnlich Schönes an mir entdecken?

Greis: Ihr nehmt die Dinge zu schwer.

Wanderer: Ich weiß. Aber ich kann es nicht ändern; das ist nun mal meine Art. Nähme ich Almosen an, würde ich zu einem Geier, der einen Kadaver erspäht hat und über ihm kreist: ich würde mich am Anblick ihrer Zerstörung weiden. Oder es könnte sein, daß ich allem und jedem, sie allein ausgenommen, Zerstörung wünschte — mich selbst eingeschlossen, denn ich verdiene nichts anderes. Aber noch bin ich dazu nicht stark genug. Und selbst wenn ich es wäre — auch ein solches Ende kann ich ihr nicht wünschen, denn das ist ein Ende, das sie meist ebenso ablehnen. Darum halte ich diesen Weg für den besten. *(Zu dem* Mädchen:*)* Dieser Lappen ist ausgezeichnet, kleines Fräulein, aber etwas zu klein. : . Ich gebe ihn dir zurück.

Mädchen *(erschrocken zurückweichend)*: Aber ich will ihn nicht! Behaltet ihn!

Wanderer *(mit der Andeutung eines Lächelns)*: Ach . . . weil ich ihn in der Hand gehabt habe?

Mädchen *(nickt und deutet auf den Sack)*: Steckt ihn ein, nur so zum Spaß.

Wanderer *(bestürzt einen Schritt zurücktretend)*: Aber wie soll ich mit dieser Last auf dem Rücken weitergehen?

Greis: Weil Ihr Euch keine Pause gönnen wollt, könnt Ihr nichts tragen. Ruht ein wenig, dann werdet Ihr wieder zu Kräften kommen.

Wanderer: Ihr habt recht. Ausruhen . . . *(schweigt nachdenklich, fährt dann erschrocken auf und lauscht.)* Nein, ich kann nicht! Ich muß weiter.

Greis: Habt Ihr nicht das Bedürfnis, Euch auszuruhen?

Wanderer: Aber ja! Und wie ich mich nach Ruhe sehne!

Greis: Dann bleibt ein Weilchen hier und ruht.

Wanderer: Nein, ich kann nicht . . .

Greis: Ihr haltet es immer noch für besser, aufzubrechen?

Wanderer: Ja! Das ist das beste für mich.

Greis: Nun — dann müßt Ihr gehen.

Wanderer *(sich aufrichtend)*: Gut, dann verabschiede ich mich. Ich bin Euch sehr dankbar. *(Zu dem* Mädchen:*)* Ich gebe dir dies zurück, kleines Fräulein. Bitte nimm es.

(Das Mädchen *schrickt zusammen, zieht schnell die Hände zurück und versteckt sich in der Hütte.)*

Greis: Nehmt es mit! Sollte es Euch wirklich zu schwer werden, so werft es einfach im Friedhof fort.

Mädchen *(wieder vortretend)*: Nein, nein! Das wäre nicht gut!

Wanderer: Nein, das wäre nicht gut.

Greis: Nun, dann hängt es irgendwo zwischen den wilden Rosen und Lilien auf!

Mädchen *(lacht und klatscht in die Hände)*: Ja, das ist sehr gut!

Wanderer: Ach . . .

(Die drei schweigen einen Augenblick.)

Greis: Lebt wohl denn! Friede sei mit Euch! *(Aufstehend und sich dem* Mädchen *zuwendend:)* Kind, hilf mir ins Haus! Schau, die Sonne ist schon untergegangen. *(Er wendet sich der Hütte zu.)*

Wanderer: Ich danke Euch beiden. Friede sei mit Euch! *(Geht nachdenklich ein paarmal auf und ab, fährt dann erschrocken auf.)* Aber ich kann nicht! . . . Ich muß gehen. . . Ich breche besser auf. . . *(Hebt den Kopf und macht sich entschlos-*

sen auf den Weg in westlicher Richtung.)
(Das Mädchen *hilft dem* Greis *in die Hütte und schließt die Tür. Der* Wanderer *strebt humpelnd der Wildnis zu. Hinter ihm bricht die Dunkelheit herein.)*

2. März 1925

Das tote Feuer

Mir träumte, ich liefe an einem Eisberg entlang. Es war ein riesiger Berg, der bis zu dem eisigen Himmel darüber hochragte, einem Himmel, der von gefrorenen Wolken überzogen war wie von Fischschuppen. Am Fuß des Berges stand ein vereister Wald mit kiefern- und zypressenartigen Zweigen und Nadeln. Es war eine eiskalte, aschfahle Welt.

Plötzlich fiel ich in eine Schlucht aus Eis.

Um mich herum, über mir, unter mir, alles war eiskalt und aschfahl. Aber auf dieser fahlen Eisdecke leuchteten zahllose rote Lichtflecke, wie zu einem Netz aus Korallen miteinander verflochten. Zu meinen Füßen erblickte ich eine Flamme.

Es war ein totes Feuer. Obwohl es ganz wie ein Feuer aussah, war es absolut bewegungslos, völlig erstarrt. Seine Flammen glichen Korallenzweigen, und ihre Spitzen gingen in gefrorenen schwarzen Rauch über, als hätte es eben noch gebrannt. Sein Schein brach sich in den Eiswänden und überzog die Eisschlucht mit unzähligen korallenroten Lichtflecken.

Das also war es!

Als Kind liebte ich es, den von einem schnellen Schiff aufgewühlten Wellen zuzuschauen oder den Flammen, die aus einem glühenden Ofen herauszüngeln. Ich schaute ihnen nicht nur gerne zu — mein ganzer Wunsch war, sie deutlich zu sehen und klar zu erkennen. Doch zu meinem großen Bedauern veränderten sie sich ständig und verharrten niemals in einer bestimmten Form. So unverwandt ich sie auch anstarrte, nie gelang es mir, ihr Aussehen in eindeutiger Weise meinem Gedächtnis einzuprägen.

Tote Flamme, nun endlich hatte ich dich!

Ich hob das tote Feuer auf, um es genauer zu betrachten, und steckte es dann, den brennenden Schmerz, den seine Eiseskälte auf meiner Handfläche verursachte, nicht beachtend, in meine Jackentasche. Schlagartig wurde es aschgrau in der ganzen Schlucht. Da überlegte ich zum ersten Mal, wie ich wohl aus der Eisschlucht wieder hinausgelangen könnte.

Plötzlich stieg aus mir eine Spirale schwarzen Rauchs hoch, wand sich empor wie eine stählerne Schlange. Rote Flammen züngelten nach allen Seiten. Ich war eingeschlossen von einem Flammenmeer. Als ich an mir herabblickte, stellte ich fest, daß das tote Feuer wieder lebendig geworden war; es hatte sich durch meine Kleidung gefressen und sich wie eine Feuersbrunst über die Eisdecke ausgebreitet.

„Freund, mit deiner Wärme hast du mich wiedererweckt!“ sagte es.

Ich hieß es herzlich willkommen und fragte nach seinem Namen.

„Menschen setzten mich einst in dieser Eisschlucht aus“, antwortete es, meine Frage nach seinem Namen überhörend. „Die es taten, sind längst gestorben und vergangen. Und ich hätte mir fast den Tod geholt in dieser Eiseskälte. Hättest du mich nicht erwärmt und dadurch wieder entzündet, wäre ich über kurz oder lang umgekommen.“

„Es freut mich, daß du zu neuem Leben erwacht bist. Ich überlegte gerade, wie ich aus dieser Eisschlucht hinausgelangen könnte. Ich möchte dich gerne mitnehmen, damit du nicht noch einmal erfrierst, sondern ewig brennen kannst.“

„Aber nein! Dann würde ich ausbrennen.“

„Das täte mir leid, wenn du ausbrennen müßtest. Dann lasse ich dich besser hier."

„Aber nein! Ich würde mir den Tod holen in dieser Kälte."

„Was soll dann geschehen?"

„Was willst du selbst tun?" fragte es zurück.

„Wie ich schon sagte, habe ich vor, diese Eisschlucht zu verlassen. . ."

„Dann bleibt mir nichts anderes übrig, als auszubrennen."

Es erhob sich wie ein roter Komet, und gemeinsam verließen wir die Schlucht. Plötzlich kam ein großer, steinerner Wagen auf uns zu. Seine Räder zermalmten mich; doch bevor ich starb, sah ich ihn noch in die Eisschlucht stürzen.

„Haha! Ihr werdet das tote Feuer nicht mehr antreffen!" rief ich voller Befriedigung wie jemand, dem alles nach Wunsch gegangen ist.

23. April 1925

Ein Hund widerspricht

Im Traum ging ich, in Lumpen gehüllt wie ein Bettler, durch eine kleine Gasse.

Hinter mir begann ein Hund zu kläffen.

Ich wandte mich verächtlich um. „Hör auf mit deinem Gekläff", fuhr ich ihn an, „du speichelleckender Köter!"

„Oho!" Er kicherte. „Auf diesem Gebiet bin ich dem Menschen weit unterlegen."

„Was?" schrie ich, die Fassung verlierend. Das war, schien mir, der Gipfel der Beleidigung.

„Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich noch immer nicht Kupfer und Silber auseinanderhalten kann,

Seide und Leinen, einen Beamten und einen gewöhnlichen Menschen, einen Herrn und seine Sklaven, einen. . ."

Ich flüchtete.

„Warte doch! Laß uns die Unterhaltung noch ein wenig fortsetzen. . ." Noch von weit hinten versuchte er lautstark, mich zum Bleiben zu bewegen.

Ich aber rannte weiter, so schnell ich konnte, bis ich aus dem Traum herausgerannt war und mich in meinem Bett wiederfand.

23. April 1925

Die schöne, verlorene Hölle

Mir träumte, ich läge mit meinem Bett in der Wildnis am Rande der Hölle. Das laute, aber geregelte Wehklagen der Verdammten vermischte sich mit dem Prasseln von Feuer, dem Zischen von Öl und dem Klirren stählerner Gabeln zu einer berauschenden Harmonie, die allen drei Reichen zu verkünden schien: In der Unterwelt herrscht tiefster Frieden!

Vor mir stand ein schöner, stattlich und vornehm aussehender Mann. Strahlender Glanz ging von ihm aus. Doch ich wußte, es war der Teufel.

„Das ist das Ende! Das ist das Ende von allem!" rief er. „Die unglücklichen Verdammten haben ihre schöne Hölle verloren." Aus seinen Worten klang

Kummer und Entrüstung. Er setzte sich und erzählte mir seine Geschichte.

„Es war zu der Zeit, als Himmel und Erde honigfarben wurden. Da siegte der Teufel über Gott und bemächtigte sich der absoluten Gewalt. Er beherrschte von nun an Himmel, Erde und Hölle. Dann stieg er in die Hölle hinab und nahm in deren Mitte Platz. Und ein strahlendes Leuchten, das von seinem Körper ausging, überflutete alle Verdammten.

Doch die Hölle verkam mit der Zeit: Die stählernen Stachelbäume verloren ihren Glanz; das siedende Öl spritzte nicht mehr; von den riesigen Feuerstellen stieg nur hin und wieder dünner Rauch auf. Zwar blühten an weit abgelegenen Stellen noch Stechäpfel, aber sie hatten nur mehr kümmerlich kleine, blasse Blüten; das war jedoch nicht weiter verwunderlich, denn der Boden war ja längst schon so ausgebrannt, daß er an Fruchtbarkeit natürlich eingebüßt hatte.

Eines schönen Tages wachten die Verdammten inmitten der heruntergebrannten Feuer und des lauwarmen Öls auf. Der Anblick der blassen, kümmerlichen Blüten der Hölle im Lichte des Teufels verwirrte ihre Sinne. Sie erinnerten sich plötzlich der Menschenwelt und erhoben, nachdem sie wer weiß wie viele Jahre nachgedacht hatten, ein gewaltiges Protestgeschrei gegen die Hölle.

Die Menschheit vernahm diesen Schrei und brach im Namen der Gerechtigkeit auf zum Kampf gegen den Teufel. Lauter als Donner hallte das Kampfgetümmel durch alle drei Reiche. Mit viel List und unter Zuhilfenahme tückisch ausgelegter Schlingen gelang es ihr schließlich, den Teufel aus der Hölle zu vertreiben. Die Fahne der Menschheit wurde über dem Eingang zur Hölle gehißt!

Der Jubel der Verdammten war noch nicht abgeklungen, als der Abgesandte der Menschheit zur Neuordnung der Hölle erschien. Mit allen Vollmachten der Menschheit ausgestattet, nahm er in deren Mitte Platz und begann über die Verdammten zu herrschen.

Als sich erneutes Protestgeschrei gegen die Hölle erhob, wurde jeder, der sich auflehnte, zum Rebellen erklärt und, verurteilt zu ewiger Verdammnis, in den Wald der stählernen Stachelbäume verbannt.

Die Menschheit übte absolute Gewalt über die Hölle aus; ihre Machtfülle übertraf sogar noch die des Teufels. Sie stellte die Ordnung wieder her und machte den ochsenköpfigen Dämon zum Oberaufseher. Sie veränderte gründlich das Antlitz der Hölle, heizte die Feuer an, schärfte die Schwerthügel und beseitigte die früheren Verfallserscheinungen.

Die Blüten der Stechäpfel verwelkten. Das Öl siedete wie früher, die Schwerter waren scharf wie nie

zuvor, die Feuer loderten wie einst und die Verdammten stöhnten und wanden sich wie ehedem, so daß sie keine Zeit fanden, über den Verlust der schönen Hölle zu klagen.

Das war der Fortschritt, den die Menschheit brachte! — Ein Unglück für die Verdammten! . . .

Freund, ich sehe, du mißtraust mir. Natürlich — du bist ein Mensch! Ich muß mich auf die Suche nach wilden Tieren und Dämonen machen. . .“

16. Juni 1925

Die Grabinschrift

Im Traum sah ich mich vor einer Grabplatte stehen und die darauf eingemeißelten Worte lesen. Die Platte, offenbar aus Sandstein, war stark verwittert und gänzlich mit Moos überwachsen. Nur Bruchstücke der Inschrift ließen sich noch entziffern:

„. . . von Kälte überfallen inmitten von Zechgelagen und Gesängen; der Himmel öffnet sich wie ein Abgrund. Aus allen Augen starrt mir Leere entgegen; in der Hoffnungslosigkeit fand ich Erlösung. . .

. . . ruhelose Seele, Schlange mit dem tödlichen Biß. Du beißt nicht andere, du beißt dich selbst und gehst an deinem eigenen Gift zugrunde. . .

. . . Fort! . . ."

Ich ging um die Grabplatte herum und fand ein einzelnes Gewölbe ohne Bepflanzung und halb verfallen. Durch einen breiten Spalt erblickte ich den Leichnam: Brust und Bauch waren geöffnet, Herz und Leber fehlten. Sein Gesichtsausdruck verriet weder Freude noch Trauer, er war unergründlich wie hinter einem Rauchvorhang.

Von Grauen gepackt, wandte ich mich zum Gehen, als mein Blick auf eine Inschrift auf der Rückseite der Grabplatte fiel, von der ebenfalls nur einige Worte erhalten geblieben waren:

„. . . reiße ich mir das Herz aus der Brust und esse es, um seinen Geschmack zu erfahren. Aber der Schmerz ist so stark, wie soll ich da seinen Geschmack feststellen? . . .

. . . der Schmerz läßt nach. Langsam verzehre ich mein Herz. Doch jetzt ist es nicht mehr frisch. Wie soll ich da seinen wahren Geschmack feststellen? . . .

. . . antworte mir — oder geh! . . ."

Es drängte mich nicht zu bleiben. Da richtete sich der Leichnam plötzlich in seinem Grabe auf und sprach, ohne die Lippen zu bewegen:

„Wenn ich zu Staub zerfalle, wirst du mich lächeln sehen!"

Ich rannte entsetzt fort. Von der Vorstellung geplagt, er könnte mir folgen, wagte ich nicht, mich umzublicken.

17. Juni 1925

Das Beben der Erniedrigung

Ich träumte, daß ich träumte. Ich hatte keine Ahnung, wo ich mich befand. Ich konnte ins Innere einer fest verriegelten Hütte sehen, deren Dach — trotz der nächtlichen Stunde deutlich erkennbar — mit Steinkraut überwachsen war.

Die Stube war hell erleuchtet durch eine Petroleumlampe mit frisch gereinigtem Glaszylinder, die auf einem einfachen Holztisch stand. In ihrem Schein lag auf einer wackligen Lagerstatt unter dem haarigen, muskulösen Körper eines Mannes eine zerbrechliche, schmächtige Gestalt, bebend vor Hunger, Schmerz, Schrecken, Demütigung und Wonne. Ihr etwas erschlaffter, aber immer noch blühender Körper glühte; die fahlen Wangen waren leicht gerötet, als hätte man auf Blei etwas Rouge aufgetragen.

Auch die Lampenflamme schien vor Schreck zu zittern, denn im Osten begann bereits der Morgen zu dämmern.

Aber die Luft in der Stube schwang immer noch, pulsierte von einer Welle des Hungers, des Schmerzes und Schreckens, der Demütigung und Wonne. . .

„Mama!“ Das knarrende Geräusch der sich öffnenden und wieder schließenden Tür hatte ein kleines, etwa zwei Jahre altes Kind geweckt, das, abgeschirmt von einer Strohmatte, in einer Ecke des Raumes lag.

„Es ist noch früh, schlaf noch ein Weilchen!“ versuchte es die Mutter verwirrt und ängstlich zu beruhigen.

„Mama! Ich habe Hunger, und mein Bauch tut mir weh. Bekommen wir heute etwas zu essen?“

„Ja, heute werden wir etwas zu essen haben. Wenn der Brötchenmann kommt, kauft dir Mama Sesamkuchen.“ Wie zur Vergewisserung ballte sie fest ihre Hand, die eine kleine Silbermünze hielt. In ihrer leisen, zitternden Stimme lag Traurigkeit, als sie in die Ecke des Raumes ging, die Schilfmatte beiseite stellte und das Kind hochnahm und es auf die wacklige Couch legte.

„Es ist noch früh, schlaf noch ein Weilchen!“ Hilflos irrte ihr Blick nach oben, zum Himmel, der durch die löchrige Stubendecke zu sehen war.

Plötzlich erhob sich eine riesige Welle, schlug mit der ersten zusammen, bildete einen gewaltigen Wirbel, der alles mit sich fortriß, auch mich. Ich bekam keine Luft mehr.

Um Atem ringend, wachte ich auf. Vor meinem Fenster war alles in silbernes Mondlicht getaucht — der Morgen schien noch in weiter Ferne.

Ich wußte nicht, wo ich mich befand. Meine Augen blickten wieder in das Innere einer Hütte, und wieder war es tiefste Nacht. Mir wurde klar, daß der unterbrochene Traum weiterging. Viele Jahre waren inzwischen vergangen. Die Hütte machte jetzt innen wie außen einen ordentlichen und gepflegten Eindruck. In der Stube blickte ein junges Ehepaar mit einer Schar kleiner Kinder voller Haß und Verachtung auf eine alte Frau.

„Wir können keinem Menschen ins Gesicht sehen“, tobte der Mann, „und das nur deinetwegen! Du bildest dir vielleicht ein, du hättest sie hochgebracht, aber in Wirklichkeit hast du sie zugrunde gerichtet. Es wäre hundertmal besser für sie gewesen, wenn sie verhungert wäre, als sie noch klein war.“

„Mein ganzes Leben hast du ruiniert“, jammerte die junge Frau.

„Und mich hast du mit ins Unglück gerissen!“ zeterte der Mann.

„Und die auch!“ Die junge Frau wies anklagend auf die Kinder.

Der jüngste, der mit einem Schilfrohr spielte, schwang es jetzt wie ein Schwert und rief:

„Tot!“

Die Lippen der alten Frau zuckten. Verwirrt und betroffen stand sie da in der Stille, die eingetreten war, unbeweglich wie eine Statue aus Stein. Dann wandte sie sich wortlos zur Tür und ging hinaus in die Tiefe der Nacht, Schmähungen und höhnisches Gelächter hinter sich zurücklassend.

Sie ging immer weiter durch die Tiefe der Nacht, bis sie die öde, endlose Steppe erreichte. Um sie herum war nur endlose Einöde und über ihr der Himmel. Nicht einmal Vögel oder Insekten gab es — sie war völlig allein. Nackt und bloß, wie eine Steinstatue, stand sie inmitten der Einöde, und in einem einzigen Augenblick zog ihre Vergangenheit an ihr vorüber: Hunger, Schmerz, Schrecken, Demütigung und Wonne . . . sie erbebte; ‚zugrunde gerichtet‘ . . . ‚ruiniert‘ . . . ‚mit ins Unglück gerissen‘ . . . sie zuckte zusammen; . . . ‚Tot!‘ . . . sie wurde plötzlich ruhig . . . Nun floß alles in eins zusammen: Aufopferung und

Entfremdung, zärtliche Liebe und Vergeltung, Ernährung und Vernichtung, Segen und Fluch. . . Ihre Arme streckten sich zum Himmel, und ein Ruf löste sich von ihren Lippen, der weder menschlich, noch tierisch war, der nicht aus dieser Welt stammte, und daher sprachlos war.

Als sie diesen sprachlosen Ruf ausstieß, durchlief ein Beben ihren wie eine Statue hoch aufgerichteten, aber bereits hinfälligen und erniedrigten Körper. Dieses Beben, schwach und gleichmäßig zunächst, wurde immer mehr zu einem Wallen und Brodeln wie Wasser über glühendem Feuer; es erfaßte die Luft, erfüllte sie plötzlich von tosenden Wirbeln, verwandelte sie in ein vom Sturm gepeitschtes Meer.

Sie richtete ihren Blick zum Himmel, und ein großes Schweigen verschluckte ihren sprachlosen Schrei. Aber ihr sich strahlenförmig nach allen Seiten hin fortsetzendes Beben formte die Wirbel zu einem wütenden Orkan und sandte ihn brausend über die endlose Einöde.

Es war ein Alptraum, und ich weiß auch, wie es dazu gekommen war: Ich hatte meine Hände auf die Brust gepreßt und im Traum unter Anspannung aller Kräfte versucht, mich von diesen übermächtig niederdrückenden Händen zu befreien.

29. Juni 1925

Über das Äussern einer Meinung

Mir träumte, ich säße im Klassenzimmer einer Grundschule und hätte einen Aufsatz zu schreiben. Ich fragte den Lehrer, wie man seine Meinung am besten äußern solle.

„Das ist schwierig!“ meinte er und musterte mich nachdenklich über den Rand seiner Brille hinweg. „Aber ich werde dir eine Geschichte erzählen:

Wenn irgendwo ein Sohn geboren wird, gerät die ganze Familie in Verzückung. Ist er einen Monat alt, wird er den Gästen vorgeführt — üblicherweise natürlich in Erwartung einiger Komplimente.

Ein Gast sagt: ‚Euer Sohn wird einmal reich werden!‘ Er wird mit Dank überschüttet.

Ein anderer sagt: ‚Euer Sohn wird bestimmt Beamter.‘ Man revanchiert sich mit artigen Komplimenten.

Ein dritter sagt: ‚Euer Sohn wird einmal sterben!‘ Darauf wird er von der ganzen Familie mit vereinten Kräften verprügelt.

Daß der Sohn irgendwann einmal stirbt, ist unvermeidbar; daß er reich oder Beamter werden würde, war aller Wahrscheinlichkeit nach eine Lüge. Und doch wird die Lüge belohnt, das Aussprechen des Unvermeidlichen hingegen mit Prügeln quittiert. Du. . .“

„Ich möchte aber weder lügen, noch möchte ich verprügelt werden, Herr Lehrer. Was hätte ich in jenem Fall sagen sollen?“

In einem solchen Fall sagst du: ‚Nein, wirklich! Schaut euch doch nur einmal dieses Kind an! Das ist doch nicht möglich . . . nicht möglich. . . Eh! Haha! Hehe! He, hehehehehe!‘ “

8. Juli 1925

Nach dem Tode

Mir träumte, ich wäre irgendwo am Straßenrand gestorben.

Wo ich mich befand, wie ich dort hingekommen und woran ich gestorben war — all das war mir unklar. Kurzum, ich begriff erst, daß ich gestorben war, als ich bereits tot an jener Stelle lag.

Ich hörte Elstern schreien, dann krächzten ein paar Krähen. Die Luft war klar und frisch — obwohl es ein wenig nach Erde roch; vermutlich war es noch ganz früh am Tag. Ich wollte die Augen öffnen, konnte aber die Lider nicht bewegen. Es war, als gehörten sie überhaupt nicht zu mir. Ich versuchte eine Hand zu heben — es gelang ebensowenig.

Ein plötzlicher Schreck durchbohrte mein Herz. Als ich noch lebte, war mir manchmal folgender Gedanke durch den Kopf gegangen: Wenn der Tod eines Menschen nur dessen motorisches Nervensystem lähmte, während seine Sinnesorgane intakt blieben, dann müßte ein solcher Zustand weit schrecklicher sein, als der völlige Tod. Wer hätte geahnt, daß sich meine Überlegung einmal verwirklichen und sich an mir selbst bewahrheiten würde!

Ich hörte Schritte. Jemand kam die Straße entlang, und eine Schubkarre wurde dicht an meinem Kopf vorbeigeschoben. Sie war anscheinend schwer beladen, denn sie quietschte und knarrte dermaßen, daß es mir durch Mark und Bein ging. Dann wurde es rot vor meinen Augen. Sicher rührte das von der aufgehenden Sonne her. Ich lag also mit dem Gesicht nach Osten. Nicht als ob das wichtig gewesen wäre. Stimmengemurmel: wahrscheinlich Neugierige. Der Staub, den ihre Schuhe aufwirbelten, reizte meine Nase zum Nießen. Aber ich konnte ja nicht. Es blieb bei dem heftigen Wunsch.

Immer mehr Schritte wurden hörbar, machten um mich herum Halt, und das Geflüster schwoll an: es mußte eine ansehnliche Menge sein, die sich da gesammelt hatte. Das plötzliche Verlangen überkam mich, zu hören, was sie sagten. Doch sogleich fiel mir ein,

wie oft ich zu meinen Lebzeiten gesagt hatte, daß es nicht lohne, sich mit der Kritik, die andere an einem üben, zu befassen. Möglicherweise war ich in diesem Punkt nicht ganz aufrichtig gewesen; denn kaum war ich tot, wurde ich meinen eigenen Ratschlägen untreu. Aber so angestrengt ich auch lauschte, ich konnte aus den Stimmen nicht klug werden. Sie schienen nicht viel mehr zu sagen als:

„Tot? . . .“

„Huh. . .“

„Hm . . . ja.“

„Wirklich . . . zu dumm! . . .“

Immerhin war ich erleichtert, keine mir bekannte Stimme zu hören. Sonst hätten vielleicht einige über meinen Tod geklagt, andere sich darüber gefreut; wieder anderen hätte mein Tod Stoff für den Abendtratsch liefern und sie dazu verführen können, wertvolle Zeit zu vergeuden. All das wäre mir sehr unangenehm gewesen. Hatte mich niemand gesehen, konnte niemand beeinflußt werden. Sehr gut. Wenigstens hatte ich niemandem geschadet.

Da kroch mir etwas, was nur eine Ameise sein konnte, den Rücken hoch und kitzelte mich. Bewegungsunfähig wie ich war, konnte ich sie nicht abschütteln. Dabei hätte doch sonst schon eine Körperwendung genügt, um sie zu vertreiben! Jetzt kroch eine

zweite meinen Schenkel hoch. Was denkt ihr euch eigentlich dabei, dummes Insektenpack!

Es wurde immer schlimmer: Ein Summen, und eine Fliege landete auf meiner Backe, machte ein paar Schrittchen und setzte sich dann auf meine Nasenspitze, um dort zu lecken und zu saugen. „Ich bin keine Berühmtheit, Verehrteste", dachte ich gequält. „Was suchst du gerade bei mir nach Stoff für deine Klatschspalte . . ." Aber ich konnte nicht aussprechen, was ich dachte. Die Fliege kletterte von der Nase herunter und begann mit ihrem feuchtkalten Rüssel an meinen Lippen zu lecken. Ob das etwa eine Liebeserklärung sein sollte? Einige machten sich an meiner Augenbraue zu schaffen, und bei jedem ihrer Schrittchen war mir, als wollten sich die Haare hochstellen. Nun war aber Schluß! Das ging schließlich doch zu weit.

Ich verspürte plötzlich einen Luftzug, und irgendetwas wurde über mich gebreitet. Die Fliegen machten sich davon. Im Wegfliegen hörte ich sie noch sagen:

„Schade, schade! . . ."

Ich hätte platzen können vor Wut.

Neben mir schlug etwas Hölzernes dumpf auf den Boden. Auf meiner Stirn konnte ich die Rillen einer Strohmatte fühlen, die jetzt weggezogen wurde. Ich

spürte die Sonnenstrahlen wieder in meinem Gesicht.

„Warum mußte er ausgerechnet hier sterben? . . ." hörte ich jemanden sagen.

Die Stimme klang ganz nah; der Sprecher beugte sich anscheinend gerade über mich. Aber wo soll man eigentlich sterben? Ich war immer der Meinung gewesen, wenn der Mensch schon nicht seinen Platz zum Leben auf dieser Erde frei wählen könne, so stünde es ihm wenigstens frei, zu sterben, wo es ihm gefiele. Jetzt begriff ich, daß ich mich offensichtlich geirrt hatte und daß es nicht leicht war, es jedermann rechtzumachen. Wie schade, daß ich kein Papier und Schreibgerät mehr besaß; doch selbst wenn ich beides gehabt hätte, ich konnte ja nicht schreiben; und selbst wenn ich schreiben hätte können, wo hätte ich einen Artikel veröffentlichen sollen? Es blieb mir nichts anderes übrig, als den Dingen ihren Lauf zu lassen.

Einige Leute kamen, um mich fortzutragen. Wer sie waren, wußte ich nicht. Aus dem Rasseln eines Säbels ließ sich schließen, daß also auch Polizei zur Stelle war, an jenem Ort, an dem ich nicht hätte sterben sollen. Man drehte mich ein paarmal herum, hob mich hoch und ließ mich wieder nieder. Ein Deckel klappte zu, und Nägel wurden eingeschlagen. Merkwürdigerweise waren es nur zwei Nägel. Nahm man hier immer nur zwei Nägel für Sargdeckel?

‚Nun stoße ich also schon gegen sechs Wände auf einmal', ging es mir durch den Kopf, ‚die auch noch mit Nägeln besetzt sind. Also endgültig gescheitert! Jetzt ist es wirklich aus mit mir! . . .'

Wie stickig die Luft war!

Obwohl ich mir nicht klar darüber war, ob man mich bereits beerdigt hatte oder nicht, war ich viel ruhiger als zu Anfang. Auf meinen Handrücken konnte ich die Rillen der Schilfmatte fühlen. Ich empfand diese Art Leichentuch keineswegs als besonders unangenehm. Mir war nur peinlich, daß ich nicht wußte, welcher Wohltäter das Geld für mich ausgegeben hatte. Aber hol der Teufel diese Schurken von Leichenträgern, die mich in den Sarg gelegt hatten! Mein Hemd hatte sich dabei im Rücken verschoben, und sie hatten sich nicht bemüßigt gefühlt, es wieder glattzuziehen. Die Falten drückten elendiglich. Die glaubten wohl, ein Toter hätte keine Gefühle mehr, da brauche man es nicht so genau nehmen! Haha!

Mein Körper kam mir viel schwerer vor als zu Lebzeiten, und deshalb drückten und störten mich die Falten besonders empfindlich. Aber wahrscheinlich würde ich mich bald daran gewöhnen, überlegte ich weiter, oder in Verwesung übergehen, so daß das Unbehagen

nicht allzu lange währen konnte. Bis dahin war es wohl das beste, einfach still vor mich hin zu meditieren.

„Wie geht es ihnen? Sind sie gestorben?"

Eine vertraute Stimme klang an mein Ohr. Ich öffnete die Augen. Es war der kleine Botenjunge aus dem Antiquariat Bogudschai. Ich hatte ihn schon zwanzig Jahre lang nicht mehr gesehen, aber er hatte sich überhaupt nicht verändert. Mein Blick fiel auf die sechs Innenwände meines Sargs: Er bestand tatsächlich nur aus rohem Holz; man hatte es nicht einmal der Mühe für wert befunden, die Bretter zu hobeln oder die Enden glattzuschleifen.

„Macht nichts! Das ist nicht so wichtig!" sagte er und wickelte dabei ein dunkelblaues Einschlagtuch auf. „Hier ist eine Ming-Ausgabe der Gungyang-Kommentare* für Sie. Djia-Djing-Periode** mit schwarzem Rand. Sie können sie behalten. Und hier. . ."

„Bist du verrückt?" Ich starrte ihn entgeistert an. „Siehst du nicht, in welcher Lage ich mich befinde? Was soll ich hier mit einer Ming-Ausgabe?"

„Ist nicht so wichtig. Macht nichts!"

Ich konnte nur die Augen schließen vor lauter Verärgerung. Für eine geraume Weile war nichts mehr zu hören — anscheinend war er gegangen. Dann kroch

---

* Kommentare zu den „Frühling-und-Herbst-Annalen"
** 1522—62

wieder eine Ameise an mir hoch. Am Hals angefangen, lief sie über mein Gesicht und umkreiste schließlich meine Augen.

Ich hätte nicht geglaubt, daß man selbst nach dem Tod noch seine Anschauungen ändern könnte! Plötzlich erschütterte eine unerklärliche Kraft meinen Seelenfrieden, und Visionen begannen auf mich einzustürmen. Freunde hatten mir Glück, Feinde hatten mir den Untergang gewünscht. Doch weder war mein Leben glücklich gewesen, noch war ich untergegangen; ich hatte irgendwie im Dunkeln weitergelebt und so den Erwartungen von keiner Seite entsprochen. Und nun war ich gestorben, spurlos entschwunden wie ein vorüberziehender Schatten, ohne Wissen meiner Gegner und unwillens, ihnen eine kleine Freude zu machen, die mich nichts gekostet hätte. . .

Ich geriet in eine solche Hochstimmung mit einem Mal, daß ich hätte weinen können vor Freude. Das wären die ersten Tränen seit meinem Tode gewesen.

Aber es kamen keine Tränen. Vor meinen Augen leuchtete es grell wie ein Blitz auf, und mit einem Ruck fuhr ich hoch.

12. Juli 1925

Ein solcher Kämpfer

Einen solchen Kämpfer müßte es geben —!

Nicht mehr unwissend wie der afrikanische Eingeborene mit seinem blankgeputzten Mausergewehr über der Schulter, noch lustlos wie der chinesische Grün-Banner-Soldat* mit der Pistole am Gürtel. Er verläßt sich nicht auf Rüstungen aus Ochsenhaut oder Schrott. Er weiß, daß er auf sich allein gestellt ist. Seine einzige Waffe ist der Speer, mit dem schon die Barbaren gekämpft haben.

---

* In der Tjing-Dynastie waren die Han-Truppen, die nur widerwillig kämpften, durch grüne Banner gekennzeichnet.

Er schreitet auf die Reihen der Leere zu, wo ihm alle, denen er begegnet, auf dieselbe Art zunicken. Er weiß, daß dieses Nicken die Waffe des Feindes ist, mit der dieser tötet, ohne Blut zu vergießen. Es ist eine Waffe, die schon viele Kämpfer vernichtet hat. Wie gegen ein Artilleriegeschoß vermag auch die Stärke des Tapfersten gegen sie nichts auszurichten.

Über ihren Köpfen flattern alle möglichen Fahnen und Banner, bestickt mit den verschiedensten Titeln, wie Menschenfreund, Gelehrter, Schriftsteller, ehrwürdiges Alter, Jugend, Dilettant, Ehrenmann. . . Darunter alle möglichen Umhänge, bestickt mit verschiedenen Zeichen, wie Bildung, Moral, Nationalkultur, Öffentliche Meinung, Logik, Gerechtigkeit, Weisheit des Ostens. . .

Er aber hebt seinen Speer.

Sie alle legen den feierlichen Eid ab, daß sie ihr Herz, anders als dies bei den Voreingenommenen der Fall ist, in der Mitte der Brust haben. Sie deuten auf die Brustplatte ihres Harnischs, um zu beweisen, daß sie selbst daran glauben, ihr Herz säße in der Mitte der Brust.

Er aber hebt seinen Speer.

Er lächelt, schleudert seinen Speer seitlich neben ihre Brustplatte und durchbohrt ihr Herz.

Alles stürzt zu Boden; doch auf dem Boden liegen nur Umhänge, darunter — nichts. Die Leere ist entkommen und hat den Sieg davongetragen, denn nun stempelt man ihn zum Verbrecher, weil er den Menschenfreund und die übrigen getötet hat.

Er aber hebt seinen Speer.

Er geht mit weit ausholenden Schritten durch die Reihen der Leere, und wieder begegnet er demselben Nicken, sieht dieselben Banner und Umhänge. . .

Er aber hebt seinen Speer.

Schließlich wird er alt und stirbt an Altersschwäche in den Reihen der Leere. Letzten Endes ist er doch kein Kämpfer, und die Leere bleibt Sieger.

An solchem Ort wird kein Kampfruf hörbar, es herrscht tiefster Frieden.

Tiefster Frieden. . .

Er aber hebt seinen Speer!

14. Dezember 1925

Der Weise, der Narr und der Sklave

Ein Sklave hatte nichts anderes im Kopf, als nach Leuten Ausschau zu halten, denen er sein Leid klagen konnte. Das war alles, was er tun konnte und wollte. Eines Tages begegnete er einem Weisen.

„Oh, gnädiger Herr!“ rief er kläglich, und Tränen strömten ihm über die Wangen. „Ich führe wirklich ein Hundeleben. Manchmal habe ich nicht eine einzige Mahlzeit den ganzen Tag, und wenn, dann sind es Kauliangspelzen, die nicht einmal die Schweine fressen mögen. Und selbst davon bekomme ich nur eine kleine Schale voll. . .“

„Du bist wirklich zu bemitleiden“, stimmte ihm der Weise mit bekümmerter Miene zu.

„Nicht wahr!“ Seine Stimmung stieg. „Dabei arbeite ich von morgens bis abends in einem durch. Bei Sonnenaufgang muß ich Wasser holen, bei Sonnenuntergang das Essen zubereiten; vormittags mache ich Botengänge und am späten Abend mahle ich Weizen; bei gutem Wetter wasche ich die Wäsche, bei Regenwetter halte ich den Schirm über meinen Herrn; im Winter heize ich die Öfen, im Sommer fächle ich mit dem Fächer; um Mitternacht noch muß ich Edelpilze zubereiten und meinem Herrn bei seinen Spielgelagen aufwarten; und niemals gibt es ein Trinkgeld, des öfteren aber den Lederriemen. . .“

„O Himmel. . .“ seufzte der Weise, und seine Augenränder röteten sich ein wenig, als wollten ihm die Tränen kommen.

„Gnädiger Herr! Dieses Leben halte ich nicht mehr aus. Ich muß einen Ausweg finden — aber was soll ich nur tun?“

„Ich bin sicher, deine Lage wird sich bessern. . .“

„Glaubt Ihr? Ich hoffe es wirklich. Doch jetzt, nachdem ich Euch von meinen Sorgen erzählt habe, und Ihr mir so teilnahmsvoll zugehört und mich ermutigt habt, ist mir schon viel leichter ums Herz. Es gibt eben doch noch Gerechtigkeit auf dieser Welt. . .“

Aber schon wenige Tage später war der Sklave von neuem unzufrieden und suchte jemanden, dem er sein Leid klagen konnte.

„Gnädiger Herr!“ rief er tränenüberströmt. „Meine Behausung, wißt Ihr, ist schlimmer als ein Schweinestall. Mein Herr behandelt mich nicht wie einen Menschen; seinen Hund behandelt er tausendmal besser. . .“

„Zum Teufel mit ihm!“ fluchte der andere so laut, daß der Sklave erschrocken zusammenfuhr. Dieser Mensch war ein Narr.

„Gnädiger Herr! Ich hause in einer verfallenen Hütte, die feucht und dunkel und voller Wanzen ist. Sobald ich mich niederlege, fallen sie über mich her. Es stinkt entsetzlich, und die Hütte hat nicht ein einziges Fenster. . .“

„Kannst du nicht wenigstens deinen Herrn bitten, daß er dir ein Fenster einsetzen läßt?“

„Wie sollte ich!“

„Nun, dann laß uns die Sache einmal anschauen!“

Der Narr begleitete den Sklaven in dessen Hütte und begann ohne lange Umstände auf die Mauer einzuschlagen.

„Was tut Ihr da, Herr?“ Der Sklave war zu Tode erschrocken.

„Ich schlage dir eine Fensteröffnung hinein.“

„Aber so geht das nicht! Mein Herr wird toben!“

„So laß ihn toben!“ Der Narr fuhr fort, auf die Mauer einzuschlagen.

„Hilfe! Hilfe! Ein Räuber reißt das Haus ein. Kommt schnell, die Mauer stürzt gleich ein!“ jammerte der Sklave und wand sich, wie von Krämpfen befallen, auf dem Boden.

Die anderen Sklaven rannten herbei und jagten den Narren fort.

Durch den Lärm aufmerksam geworden, kam als letzter gemächlich der Herr daher.

„Ein Räuber wollte unser Haus einreißen. Ich war der erste, der Alarm schlug, und gemeinsam haben wir ihn vertrieben.“ Der Sklave sprach ehrerbietig, aber siegesbewußt.

„Das hast du gut gemacht!“ äußerte sich der Herr anerkennend.

Viele Leute suchten an diesem Tag den Sklaven auf, um sich nach ihm zu erkundigen. Unter ihnen war auch der Weise.

„Gnädiger Herr! Ich habe mich nützlich gemacht, und mein Herr hat mich gelobt. Als Ihr neulich sagtet, meine Lage würde sich bessern, habt Ihr wirklich kluge Voraussicht bewiesen. . .“ sagte der Sklave hoffnungsvoll und glücklich.

„Ja, das stimmt!“ antwortete der Weise und machte ein Gesicht, als freute er sich für ihn.

26. Dezember 1925

Das getrocknete Blatt

Ich lese Satulas* Gedichte beim Schein der Lampe. Beim Umblättern einer Seite stoße ich unversehens auf ein getrocknetes Ahornblatt.

Es versetzt mich zurück in den Spätherbst des letzten Jahres, als nach einer kalten Frostnacht die meisten Bäume ihr Laubwerk verloren und sich die Blätter eines kleinen Ahornbaums in meinem Garten scharlachrot verfärbt hatten. Ich ging um den Baum herum und betrachtete aufmerksam die Blätter, die ich, solange sie noch grün waren, nie sonderlich beachtet hatte. Nicht

* Satulas (1272—?), ein mongolischer Dichter aus der Yüan-Dynastie.

alle hatten eine rote Färbung angenommen; im Gegenteil waren die meisten in einem hellen Braunrot, während andere noch dunkelgrüne Flecke auf dem scharlachroten Untergrund aufwiesen. Ich entdeckte ein Blatt, in das ein Insekt ein Loch gefressen hatte und das mich mit seinem schwarzen Rand inmitten der bunten rot-gelb-grünen Musterung wie ein leuchtendes Auge anblickte.

‚Ein krankes Blatt', dachte ich.

Ich pflückte es und legte es in den Gedichtband, den ich mir gerade gekauft hatte. Wahrscheinlich hatte ich dabei die Absicht, dieses kranke Farbenspiel, das so bald zu Boden fallen mußte, für eine kurze Zeitspanne wenigstens zu erhalten und es davor zu bewahren, zusammen mit den anderen Blättern zu vergehen.

Nun liegt es heute abend wächsern-gelblich vor mir, und sein Auge leuchtet nicht mehr wie vor einem Jahr. Nach einigen weiteren Jahren wird seine ehemalige Farbenpracht meinem Gedächtnis ganz entfallen sein; dann werde ich mich vielleicht nicht einmal mehr erinnern können, warum ich es aufbewahrt habe. Es scheint, als können die bunten Farben kranker Blätter, denen es bestimmt ist, bald abzufallen, nur für eine kurze Zeit meine Aufmerksamkeit fesseln — um wieviel mehr mag das von den frischgrünen gelten! Durch mein Fenster sehe ich, daß selbst die gegen Kälte widerstandsfähig-

sten Bäume bereits ganz kahl sind; was kann man da von einem Ahorn erwarten? In diesem Spätherbst wird es wie letztes Jahr wieder kranke Blätter gegeben haben; nur leider hatte ich diesmal keine Zeit, mich an den schönen Herbstfarben zu erfreuen.

26. Dezember 1925

Verblichene Blutspuren

— In Gedenken an einige, die tot sind,
einige, die leben, und einige noch Ungeborene*

Bis jetzt ist der Schöpfer dieser Welt immer noch ein erbärmlicher Feigling.

Insgeheim zwingt er Himmel und Erde sich ständig zu wandeln, aber er wagt nicht, diese Welt zu zerstören; insgeheim schickt er die Lebenden in den Tod, aber er

* Geschrieben nach dem Zwischenfall vom 18. März. Damals ließ Duan Tji-jui, einer der Militärmachthaber des Nordens, auf Studenten und friedliche Pekinger Bürger schießen, die gegen die japanischen, englischen und amerikanischen imperialistischen Provokationen demonstrierten. 47 Menschen wurden dabei getötet und 150 verwundet.

wagt nicht, ihre Leichname aufzubewahren; insgeheim veranlaßt er die Menschheit, Blut zu vergießen, aber er wagt nicht, die Blutspuren für immer frisch zu erhalten; insgeheim läßt er die Menschheit Schmerzen erleiden, aber er wagt nicht, die Erinnerung daran in ihnen für immer lebendig zu halten.

Er sorgt nur für seinesgleichen, für die Feiglinge unter den Menschen; bedient sich verlassener Ruinen und verfallener Gräber, um durch den Kontrast die Wirkung prächtiger Gebäude zu erhöhen; bedient sich der Zeit, um Schmerzen abzuschwächen und Blutspuren zu tilgen. Jeden Tag füllt er eine Schale mit bittersüßem Wein — nicht zuviel und nicht zuwenig —, um einen leichten Rausch zu erzeugen, und reicht sie der Menschheit. Die davon trinken, können weinen und singen, erscheinen zugleich nüchtern und betrunken, bewußt und unbewußt, willens weiterzuleben und willens zu sterben. Er muß in allen Lebewesen den Wunsch zum Weiterleben aufrechterhalten, denn er hat noch nicht den Mut, die Menschheit zu vernichten.

Ein paar verlassene Ruinen und verfallene Gräber, sich in verblichenen Blutspuren widerspiegelnd, sind über die Erde verstreut. Dort kosten die Menschen ihren eigenen dumpfen Schmerz und den der anderen aus; sie weisen ihn nicht zurück, denn er dünkt ihnen immer noch besser als die Leere. Sie nennen sich selbst

„Vom Himmel Verdammte", um ihr Auskosten von Schmerz und Leid zu rechtfertigen. In ängstlichem Schweigen warten sie auf das Kommen neuer Schmerzen und Leiden; und jedesmal sind sie von neuem entsetzt — aber sie dürsten dennoch danach.

Sie alle sind des Schöpfers treuergebene Untertanen; sie sind genau das, was er braucht.

Doch aus der Menschheit erwächst ein aufrührerischer Kämpfer. Aufrecht stehend, sieht er klar und deutlich die verlassenen Ruinen und verfallenen Gräber der Vergangenheit wie der Gegenwart. Er erinnert sich des unendlich langen, bitteren Leides; schaut nicht über das in unzähligen Schichten geronnene Blut hinweg; kennt das Tote, das Lebende, das im Entstehen Begriffene und das noch Ungeborene. Er durchschaut das falsche Spiel des Schöpfers. Und er wird die Menschheit zu neuem Leben erwecken oder er wird sie vernichten, diese treuergebenen Untertanen des Schöpfers.

Der Schöpfer, dieser Feigling, versteckt sich vor Scham. In den Augen des Kämpfers aber verändern Himmel und Erde ihre Farbe.

8. April 1926

Das Erwachen

Wie Schulkinder auf dem Schulweg, so regelmäßig streichen die Flugzeuge bei ihren Bombeneinsätzen jeden Morgen über Peking hinweg.* Jedesmal, wenn ich die Maschinen durch die Luft dröhnen höre, überfällt mich eine gewisse Spannung: Mir ist, als wohnte ich der Invasion des Todes bei; aber die Existenz des Lebens wird mir dadurch nur umso bewußter.

Nach ein oder zwei dumpfen Explosionen drehen die Flugzeuge ab und brummen gemächlich davon. Vermut-

* Als im April 1926 der General Feng Yü-hsiang gegen die beiden nördlichen Militärmachthaber Dschang Dsuo-lin und Li Tjing-lin kämpfte, ließ der Letztere mehrmals Peking von der Luft aus bombardieren.

lich hat es wieder einige Verwundete und Tote gegeben, aber die Welt erscheint ruhiger und friedlicher als zuvor. Die zarten Blätter der Pappel vor meinem Fenster schimmern im Sonnenlicht wie dunkles Gold; die Blütenpracht des Pflaumenbaums ist seit gestern noch üppiger geworden. Nachdem ich die Zeitungen, die über mein ganzes Bett verstreut liegen, aufgeräumt, und die dünne Staubschicht, die sich über Nacht angesammelt hat, von meinem Schreibtisch gewischt habe, entspricht mein kleines, quadratisches Arbeitszimmer wieder der alten Redewendung: „Blank die Scheiben, sauber der Tisch".

Aus dem einen oder anderen Grunde habe ich mir vorgenommen, die Manuskripte junger Autoren, die sich bei mir aufgestapelt haben, zu redigieren. Ich möchte sie alle durchgehen. Ich lese sie in der Reihenfolge ihres Entstehens, und die Seelen dieser jungen Leute, die jeden falschen Glanz verschmähen, erstehen nacheinander vor meinem Auge. Sie sind rein und lauter — doch ach, so unglücklich! Sie murren, werden zornig und schließlich grob, meine jungen Freunde.

Ihre Seelen sind grob geworden durch die Sandstürme, denen sie ausgesetzt sind, denn es sind wahrhaft menschliche Seelen. Aber gerade diese Seelen liebe ich. Ich könnte sie küssen, diese form- und farblose, blutig geschundene Grobheit. In eleganten, berühmten Gär-

ten, angefüllt mit seltenen Gewächsen, verbringen graziöse Mädchen mit rosigen Wangen die Tage in süßem Nichtstun, während der Kranich schreit und am Himmel weiße Wolken dahinziehen. . . Sicherlich ist das eine äußerst berückende Vorstellung, aber ich kann nicht vergessen, daß ich in der Welt der Menschen lebe.

Und plötzlich fällt mir dabei wieder ein kleiner Vorfall ein. Vor zwei oder drei Jahren suchte mich eines Tages im Dozentenzimmer der Pekinger Universität ein mir unbekannter Student auf. Er überreichte mir ein Päckchen und ging wieder, ohne ein Wort zu sagen. Als ich es öffnete, fand ich darin eine Nummer der Zeitschrift „Tjiän Tsao"*. Das Schweigen des Überbringers hatte mehr besagt als viele Worte — was für ein kostbares Geschenk hatte er mir gemacht! „Tjiän Tsao" erscheint leider nicht mehr; sie war wohl nur ein Vorläufer für die Zeitschrift „Tschen Dschung — Versunkene Glocke"** Und diese „Versunkene Glocke" tönt nun einsam inmitten der Sandstürme auf dem Grunde des menschlichen Meeres.

Eine wilde Distel, niedergetreten und zum Absterben verurteilt, bringt es dennoch fertig, noch eine winzige

---

* „Tjiän Tsao — Kurzes Gras", eine 1924 von jungen Autoren gegründete literarische Vierteljahreszeitschrift.

** „Tschen Dschung — Versunkene Glocke", eine literarische Wochenzeitschrift, erschienen im Herbst 1925.

Blüte zu treiben. Ich erinnere mich, daß diese Erscheinung Tolstoi so tief bewegt hat, daß er danach eine Novelle schrieb. Wenn Pflanzen in der trockenen Wüste verzweifelt ihre Wurzeln nach einer tief im Untergrund verborgenen Quelle strecken und es ihnen gelingt, den Sand mit smaragdenem Grün zu überziehen, so tun sie das natürlich nur, weil sie um ihr eigenes Überleben kämpfen. Doch die Herzen erschöpfter und vom Durst geplagter Wanderer schlagen bei ihrem Anblick vor Freude höher, denn sie wissen, daß sie einen zeitweiligen Rastplatz gefunden haben. Was für ein dankenswertes und zugleich tragisches Bemühen!

Unter der Überschrift „Ohne Titel" schrieben die Herausgeber der „Versunkenen Glocke" anstelle einer Einführung: „Manche Leute behaupten, unsere Gesellschaft gleiche einer Wüste. Wenn dem wirklich so wäre, dann müßte sie dem Menschen trotz der Öde ein Gefühl der inneren Ruhe und trotz der Einsamkeit ein Gefühl der Unendlichkeit geben; dann könnte um uns herum nicht ein solches Chaos, nicht eine solche Finsternis und vor allem nicht eine solche Unbeständigkeit herrschen."

Ja, die Seelen der jungen Menschen sind vor meinem Auge erstanden. Sie sind grob geworden oder auf dem Weg, es zu werden. Doch ich liebe diese Seelen, die bluten und schweigend Qualen erdulden, denn sie geben

mir die Gewißheit, daß ich in der Welt der Menschen lebe, daß ich unter Menschen bin.

Während ich die Manuskripte durchgesehen habe, ist die Sonne untergegangen. Ich setze meine Arbeit bei Lampenlicht fort. Alle möglichen jungen Leute ziehen an meinem Auge vorüber, obwohl rings um mich alles in Dämmerung gehüllt ist. Ermüdet greife ich nach einer Zigarette. Ich schließe die Augen, verliere mich in Gedanken und träume einen langen, langen Traum. Mit einem Ruck fahre ich hoch. Um mich herum ist noch immer alles in Dämmerung gehüllt. Die Rauchkringel meiner Zigarette steigen wie leichte, kleine Sommerwölkchen in die unbewegte Luft hoch, um sich aufzulösen in vage, unbestimmbare Gebilde.

10. April 1926.

Inhalt

Vorwort Lu Hsüns für eine englische Ausgabe von „Wilde Gräser", geschrieben 1931 1

Vorwort 4

Herbstnacht 7

Der Schatten nimmt Abschied 12

Bettler 15

Meine verlorene Liebe 18

Vergeltung 20

Vergeltung (II) 23

Hoffnung 26

Schnee	30
Der Drachen	33
Die wunderschöne Geschichte	39
Der Wanderer	43
Das tote Feuer	55
Ein Hund widerspricht	59
Die schöne, verlorene Hölle	61
Die Grabinschrift	65
Das Beben der Erniedrigung	68
Über das Äußern einer Meinung	73
Nach dem Tode	75
Ein solcher Kämpfer	83
Der Weise, der Narr und der Sklave	86
Das getrocknete Blatt	91
Verblichene Blutspuren	94
Das Erwachen	97

野草

鲁迅　著

外文出版社出版（北京）
1978年（34开）第一版
编号：（德）10050—902
00045
10—G—30P